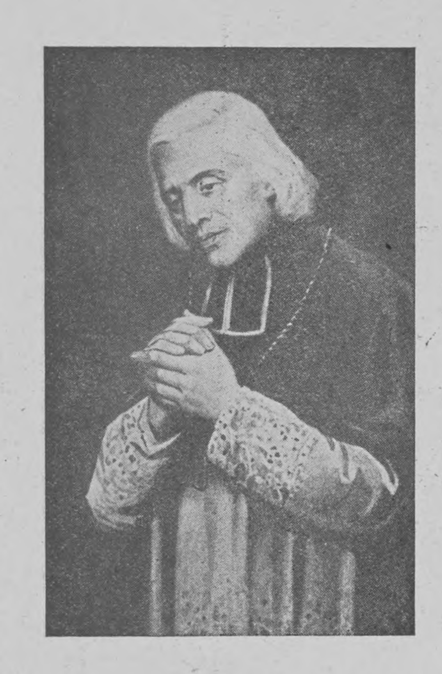
April 1949



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein

Wir alle, wir Oblatenmissionare und alle Mitglieder des Marianischen Missionsvereins, haben Grund zur größten Freude. Der Gründer der Missionsgenossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Empfängnis, der im Jahre 1861 im Rufe der Heiligkeit sein Leben dem Herrn zurückgab, soll jetzt zur Ehre der Altäre erhoben werden. Die Kirche hat nun den Seligsprechungsprozeß begonnen, der jeder Heiligkeitssprechung vorangeht. Kardinal Klemens Micara wurde vom Heiligen Stuhl beauftragt, diesen Prozes zu leiten.



Die Oblatenmissionare und die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins sind eine, in Gottes Gnade zusammenhängende große Missionsfamilie. Wir kennen uns wohl nicht persönlich, wir alle sind aber eines Geistes und wir tragen alle dieselben Missionssorgen und dieselben Missionsopfer. Auch unsere Freuden sind gemeinsam.

Eine unserer größten gegenwärtigen Freuden ist die bevorstehende Ehrung, die unserem Gründer, dem heiligmässigen Bischof Eugen De Mazenod bevorsteht.

Ein heiligmässiger Mann, ein großer Bischof und Priester steht an unserer Spitze! Er lebt bei Gott und er ist mit uns. Er überwacht das große Missionswerk, das er Gott zu Ehren und der Menschheit zum Segen gründen durfte. Er kennt uns alle, uns seine Oblatenmissionare, und auch jedes Mitglied des Marianischen Missionsvereins, das der Missionsarbeit der Oblaten betend und opfernd zur Seite steht.

Als Katholiken bekennen wir doch unseren Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen, an der Gemeinschaft, die zwischen den Heiligen des Himmels, den zur Gottesschau sich läuternden Christen des Fegfeuers und den Gottesmenschen der Erde besteht. Wir glauben an diese Gemeinschaft, darum ist uns auch die Gemeinschaft der Oblatenmissionare, der Mitglieder des Marianischen Missionsvereins — der lebenden und der verstorbenen — mit dem bei Gott lebenden Stifter Eugen De Mazenod eine unserer freudenreichen Wahrheiten.

Wo Heilige sind, da muß das Werk heilig sein und immer heiliger werden, heiliger in seinen Früchten und heiliger in seinen Arbeitern. Mit diesen Worten ist wohl der größte Herzenswunsch ausgedrückt, den unser seliger Stifter Eugen De Mazenod heute noch haben mag. Und diesen Wunsch wollen wir ihm erfüllen. Es ist ja nicht sein eigener Wunsch, es ist in aller Wirklichkeit Gottes Wunsch, daß es so werde. Denn Heilige tragen nur das Wünschen Gottes in ihren Herzen.

Danken wir Gott für unseren großen Stifter Eugen De Mazenod. Er ist heute glücklich bei Gott. Auch wir können dorthin kommen, wenn wir tun, was er getan hat. Und wir wollen es tun. Wir wollen Gott lieben, wie Eugen De Mazenod Ihn auf Erden geliebt und heute im Himmel weiterliebt. Aus Liebe zu Gott wollen wir auch weiter an der Verbreitung des Glaubens durch den Missionsverein wirken. Wir wollen unsere täglichen drei „Gegrüßet seist du Maria" nicht vergessen, wir wollen dem Missionsverein weiter treu bleiben, und wir wollen neue Mitglieder werben.

Lesen wir den Artikel „Eugen De Mazenod" von Pater Karl Roberts, O.M.J., im heutigen Marienboten.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang April 1949, North Battleford, Sask. No. 7

Dies und Das

Ostern. Heute freut sich alle Kreatur. Selbst die Lüfte scheinen ihr tiefes Schweigen gebrochen zu haben, obwohl kein Windlein geht. Ueberall singt und jubelt es, überall lacht und strahlt es, überall strebt und drängt es der Sonne zu und noch viel höher hinaus, bis weit hinter die Sterne, wo es keine Grenzen mehr gibt aber nur noch Freude und Jubel — und Gott. Man kann sich nicht helfen, man muß das Schwere einfach vergessen, das unsere Tage umlastet. Alles, worüber man in langen Winterstunden nachgedacht, entzieht sich dem Sinnen, wenn man diese Sonne sieht, die strahlende Sonne des Ostersonntagmorgens. Wie klein und wie kleinlich sich da doch all der Haß, all die Quälereien, und diese ewigen, ewigen, bis zum Himmel hinaufschreienden Unruhen des vergifteten zwanzigsten Jahrhunderts uns vor Augen stellen! So klein, daß sie einfach nichts mehr gelten.

Heute ist Ostern. Heute ist unser Herz wie ein Alleluja jener Welten, die nicht hier auf Erden geboren waren. Die überhaupt nicht geboren sein können, weil sie ewig sein müssen, ewig, ohne Anfang und ohne Ende wie der Dreieinige, herrliche Gott.

Es sind das die Welten, die ihr lieblichstes Grüßen immer noch in der Sehnsucht des Menschenherzen erstrahlen lassen. Und das Herz kann sich ihnen nicht verschließen, ganz gleich wie tief es sich auch in Sünde, Lust und Gier versenken mag. Denn Er, dessen Auferstehung wir heute feiern, hat uns Leben von seinem eigenen Leben gegeben, und dieses Leben schreit nach Ihm. Hauch vom Hauche Gottes ist ja doch die Menschenseele, und wie der Menschenleib essen will und trinken, so will die Seele lieben, Gott, das Schönste und das Herrlichste aus allen ihren Tiefen lieben. Und froh möchte sie an dieser Liebe werden, fröhlicher noch und seliger als die kleinen Frühlingsvöglein, die sich in diesen Tagen fast totschreien möchten vor lauter Lust des Lenzes.

Wie arm der Mensch doch in seinem Grimm der Sünde geworden ist. So weit und tief wir hineinschauen in die Welt unseres Jahrhunderts, überall nur Zähnefletschen, zornig gefurchte Stirnen, weinende Augen, wühlender Haß und ein großes, erschauerndes Harren auf Rache. Und dazu Worte über Gerechtigkeit, über Liebe und Frieden so groß, wie die Lüge selbst nur sein kann. Und auch so finster! Frühling den Menschen, Friede, Recht und Liebe den Menschen — so etwas kennt unser Zeitalter nicht mehr. So etwas kennen wohl nur noch die Blümlein, die da so sorglos am Wegrand blühen und jedem Menschen zu Trotz doch von der Tatsache des Lenzes flüstern.

Und auch die Seele des Gottgläubigen flüstert. Laut kann sie ja nicht jubeln, denn niemand hört sie an. Schweigen kann sie aber auch nicht. Denn

Er, an Den sie glaubt, auf Den sie hofft und Den sie so gerne lieben möchte, ist auferstanden. und die Erlösung durch Seine Gnade wird kommen. So wie der Frühling nach langen Winterwochen, so wird auch sie eines Tages da sein, von irgendwo hergekommen, überraschend und doch so heiß erwartet.

Es kann ja nicht mehr lange so weiter gehen, wie es heute durch die Täler und über die höchsten Höhen unserer Erde rast. Bis in die tiefsten Tiefen ihrer Herzen haben die Menschen sich von allem losgesagt, was von oben kommt, und nun greifen sie auch schon an das Hohe. Dieses Greifen nach dem Hohen und dem Heiligen wird ihr Fall sein, ganz bestimmt. Etwas wird uns schlagen, entweder Gottes Rache oder die erschreckende Fülle der unendlichen Barmherzigkeit Jenes Einen, der die Sündenverwirrung der Menschen kennt und um die Schwachheit seiner Erdenkinder weiß. Was kommen wird, wagen wir nicht zu sagen, denn: Wer ist Ratgeber des Herrn? Aber etwas wird kommen, und es wird kommen zu unserer Erlösung, wenigstens zur Erlösung jener, die trotz Schuld und Schwachheit immer noch an die Erlösung Jesu Christi hoffend glauben.

Heute ist Ostern. Glücklich, wer sich sagen kann: Gott ist mein größter Freund und seine Gnade fühle ich in meinem Herzen brennen; So brennen, daß ich Ihn anbeten muß, anbeten und loben und preisen, weil Er so groß ist und so heilig. Glücklich der Mensch, der in Freude hineinschauen kann in all' die Frühlinglust um uns herum und mitten in ihr den Auferstandenen sieht, den wahren, wirklich lebenden Heiland der Welt. Glücklich, wer mit Freuden angreift, um das Alte in sich zum Sterben zu bringen, damit das Neue, das Schöne, das Heilige Jesu Christi in ihm wachsen und sprießen und blühen und reifen könne. Schön ist die Natur in ihrer reinen Freude des Frühlings. Schöner aber noch, unaussprechbar schöner ist die unschuldig, rein und heilig machende Gnade der Erlösung, die von Jesu Christi Ostern kommt und Freundschaft bringt mit Gott dem Vater und Gott dem Sohne und Gott dem Heiligen Geiste.

Die Tage nach Ostern. Große, aufregende Tage folgten dem ersten Ostersonntag. Die Apostel wußten selbst nicht was in ihnen größer sei, die Furcht vor den Juden oder die Freude über den Meister, der so plötzlich lebend vor ihnen stand. Doch das Leben ist überall stärker als der Tod. Furcht trägt immer den Schatten des Sterbens an sich, Freude kommt vom Leben und bringt Kraft. Besonders wenn diese Freude von Gott kommt — wie sie den Aposteln kam! Unüberwindlich ist ihr Drängen, und wo sie flutet, bringt sie Leben.

Zwischen Ostern und Pfingsten, lesen wir in der Heiligen Schrift, lebten die Apostel in Verborgenheit. Sie harrten in größter Ungeduld auf die Stunden, in denen der Auferstandene zu ihnen kam und mit ihnen sprach. Voll Trauer schauten sie ihm nach, als Er am vierzigsten Tage nach Seiner Auferstehung von ihnen Abschied nahm und in den Himmel fuhr. Und dann folgten weitere zehn Tage der Ungewißheit.

Dann kam es aber! Mit Brausen und mit einer Kraft kam es über die Apostel, daß sie sich nicht mehr halten konnten. Gefirmt vom Heiligen Geiste selbst, traten sie hinaus vor alle Menschen. Selbst Petrus, der vor ein paar Wochen noch aus lauter Angst den Heiland nicht zu kennen beteuerte, der dann verschwand und sich nicht mehr auf den Straßen Jerusalems zu zeigen wagte, selbst Petrus, ja, gerade er, wagt es vor die vielen Juden zu treten, die an jenem Pfingstfest nach Jerusalem gekommen waren.

Man lese nur einem im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte nach, was Petrus, der neue Petrus, den Juden an den Kopf zu werfen wagte: „Ihr Männer von Jerusalem und alle Bewohner von Judäa, kund sei euch dieses und vernehmet meine Worte!"

Und dann kam es. Dann sprach er von Jesus, dem Verhaßten. Und er sprach vom Mord der Gottlosigkeit, die in Jerusalem wohnt, vom Mord am Sohne Gottes. Man möge das dem heiligen Petrus einmal nachmachen. Man möge sich einmal hinstellen auf die Straßen unserer Großstädte und den Menschen sagen: Gottlos seid ihr und Verbrecher vor dem Herrn. Dann würde man sehen, daß der Mut, mit dem Sankt Petrus sprach, nicht so ganz aus seinem eigenen Herzen stammte.

Petrus sprach durch die Kraft des Heiligen Geistes, der ihn durch das Wunder des Pfingstenfestes mit dem Sakrament der Firmung durchstärkt hatte. Mit derselben Firmung, die auch wir empfangen haben — und deren Kraft wir so wenig in uns spüren.

Ostern, Pfingsten, Jesus Christus, Heiliger Geist und die Kraft der Firmung, der Befestigung in Gottes Vaterliebe, gehören zusammen, und sie sind die einzigen Kräfte, die wieder zurückbringen können, was wir verloren haben. Was brauchen wir denn, um endlich wieder einmal zum Frieden auf Erden zu kommen? Daß die Politik anders werde? Und auch die Wirtschaft? Oder ist es nicht ganz klar, daß der Mensch, niemand anderer und nichts anderes als nur der Mensch anders werden müsse? Ganz anders als er jetzt ist?

So ist es jedenfalls Gottes Meinen und Gottes Planen. Der Mensch muß anders, muß zum neuen Geschöpf werden. Zum Geschöpf, daß nur eine Gerechtigkeit, ein Glauben, ein Hoffen und ein Lieben kennt, und auch nur ein Leben, und zwar jenes, das der Anfang unseres Daseins ist und das am Ende unseres Lebens steht: Das Gerechtsein, das Lieben und das Leben Gottes.

Ja, der Geist Gottes muß wieder in die Menschen kommen, auf daß sie anderen Geistes werden.

Geist Gottes! O, wie wir da alle mit den Köpfen nicken können, wenn wir hören, daß die Menschen diesen Geist haben sollten. Die Menschen — die anderen! Warum nicken wir da wohl so verständnisvoll? Etwa weil wir Heilige sind und voll dieses Geistes? Bis obenauf voll?

Wären wir es — dann wäre wenigstens das Christentum heute noch gottesstark. Da das Christentum jedoch nicht mehr viel Gottesstärke aufweist, da es sich genau wie alle anderen Menschen in Lustbarkeiten vertanzt und in allen Lügen menschlicher Politik verliert, glaubend und hoffend, daß Brot von uns und unserer Weisheit kommen werde, kommen müsse und nur kommen könne, zeigt es wohl klar, welchen Geistes Kind es ist. Ganz gewiß nicht Kind des Geistes Gottes. Denn wer diesen Geist ganz und voll in sich hat, kann nicht so lügen, so gehässig sein, so die Liebe brechen — und so wenig Wert auf Gnade und auf den Geist der Firmung legen, wie wir es tun. Auch wir, die wir noch fromm zu sein meinen, weil wir Sonntags zur Kirche gehen und auch sonst noch beten.

Alles soll durch die Ostern neu sein.

Wollte auch unser Beten und unser Gottdienen neu werden. Neu in einem wirklichen und täglichen Leben der Gnade. In einem Leben, das nicht mehr lügt und haßt, das aber aus lauter Freude an Gott nur noch über die Wahrheit sinnen kann und die Wege der Liebe geht.

Jesus Christus ist diese Wahrheit, und Er ist diese Liebe. Beten wir und wirken wir in unserer Seele, dann muß es kommen, das erwartete, erlösende Alleluja!

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

In der Heiligen Schrift suche Wahrheit, nicht Beredsamkeit. Jede Schrift muß in dem Geiste gelesen werden, worin sie verfaßt wurde. Man soll darin mehr seinen Nutzen als schöne Ausdrücke suchen. Man lese ebensogerne Bücher, die einfach und zur Erbauung verfaßt sind, wie solche, die erhaben und mit tiefer Gelehrsamkeit geschrieben wurden. Nie darf das Ansehen des Verfassers dich irremachen, sei er gelehrt oder weniger gelehrt. Nur die Liebe zur Wahrheit treibe dich zum Lesen. Frage nicht lange, wer da spricht, sondern merke darauf, was er spricht.

Menschen vergehen, aber des Herrn Wahrheit bleibt ewig. Ohne Ansehen der Person redet Gott auf manche Weise zu uns. Oft bildet die Neugierde beim Lesen frommer Schriften ein Hindernis; denn wir möchten begreifen und erforschen, worüber wir einfach hinweggehen sollten. Willst du Nutzen schöpfen aus deiner Lesung, dann lies demütig, voll Einfalt des Herzens und strebe niemals nach dem Ruhme eines Gelehrten. Ziehe gern die Heilige zu Rate und höre schweigend ihre Aussprüche an. Laß dir die Gleichnisreden der Alten nicht mißfallen; denn sie werden nicht ohne Grund vorgetragen.

Eugen von Mazenod

P. Karl Robertz. O.M.J. (Monatsblätter.)

Von Rom kam die frohe Kunde, daß unter dem 11. März 1947 der Seligsprechungsprozeß des Stifters der Oblaten, Eugen von Mazenod, der Prüfungskammer übergeben wurde, die als erste von drei aufeinanderfolgenden kirchlichen Behörden über seinen heroischen Tugendgrad befinden soll. Dieser erfolgverheißende Fortschritt lenkt unsere Augen erneut auf das verehrungswürdige Bild dieses großen Bischofs und Ordensgründers, der kaum hundert Jahre von uns getrennt (†1861) in ähnlich schwieriger Situation wie heute Befreiendes und Beispielhaftes tat. Wir betrachten nur einen Zug seiner Persönlichkeit und seines Lebens, allerdings einen wesentlichen und für uns lehrreichen. Gegenwärtig wird der Ruf nach dem echten Priester des Volkes erhoben. Eugen von Mazenod war in seiner Zeit und für die südfranzösische Provence die Erfüllung dieses Rufes der vielen von Armut, Elend, Leid und Not Gezeichneten.

Am Anfang seiner priesterlichen Tätigkeit steht ein Ereignis, das in seiner sprechenden Mächtigkeit Sinn und Sendung seines Priestertums, Priester des Volkes zu sein, sichtbar macht. Es war im Februar 1813, nur vierzehn Monate nach seiner Priesterweihe. Da erregte eine Mitteilung, die in allen Pfarrkirchen der provencalischen Hauptstadt Aix angeschlagen war, Aufsehen und vielfach Unwillen und Ablehnung in der ganzen Oeffentlichkeit. Auf dem Anschlag wurde bekanntgegeben, daß Herr von Mazenod an jedem der kommenden Fastensonntage in der neuen Magdalenenkirche um sechs Uhr morgens volkstümliche Predigten in der provencalischen Mundart halte. Und zwar lud der junge adelige Priester Mazenod die Arbeiter, Hausangestellten, Armen, Bauern und Bettler zu dieser Predigtfolge ein. Wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht die Stadt. Der zahlreiche Adel, die vornehmen Bürger und die starke Beamtenschaft war bestürzt. Wie konnte dieser junge, begabte und fein gebildete Priester aus altem angesehenem Adel sich so vergessen, daß er die Kreise seiner adeligen Standesgenossen und die ehrenwerte bürgerliche Welt beiseite setzte, um nur dem hergelaufenen niederen Volk, den armen Leuten, den Vagabunden und Strolchen sich zuzuwenden? Warum verließ er den Weg, den er so vielversprechend begonnen hatte in seinen berühmten Vortrags- und Aussprachеabenden für die höchsten religiös interessierten Klassen der französischen Hauptstadt Paris? Hatte er nicht in den Salons und Zirkeln seiner Heimatstadt Aix ebenfalls gezeigt, daß er den Bedürfnissen der Gebildeten in feiner und geschmackvoller Weise entgegenkommen konnte? Er war der geborene Redner und Plauderer mit den auserlesenen Formen des Edelmannes, der wissenschaftlich hochstehende Geist, der in gewählter Sprache gerade der vornehmen Welt über Religion, Christentum und Kirche zu sprechen verstand. Und nun diese Entgleisung ins Volkstümliche! Doch das Volk würde ihm diese Anbiederung durch Fernbleiben lohnen. Das Volk ging ja gar nicht zur Kirche. Nun ein Mißerfolg könnte nur nützen. Dann wäre der Volkspriester kuriert und würde reumütig in ihren noblen Ring zurückkehren. Weder arm noch reich würde seine Predigten besuchen. Zu bedauern sei nur die altangesehene Kammerpräsidentenfamilie von Mazenod, deren einziger und letzter Sproß Eugen sich so an die niedern Leute verlor.

So und ähnlich wurde der Fall beredet. Nicht weniger aufgebracht war der Stadtklerus. Was wollte dieser junge Priester, der durch seinen langen Aufenthalt im Ausland, wo er als Verbannter hatte weilen müssen, und durch sein Studium in Paris den heimischen Verhältnissen entfremdet sei, einer im Aixer Seelsorgedienst ergrauten Geistlichkeit denn Neues bringen?

Freilich schon gleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, noch vor seiner Wendung zum Priesterberuf, hatte dieser junge Mazenod die Stadt und auch die Geistlichkeit des vornehmen Aix durch eine Reihe von seltsamen und sonderlichen Vorfällen aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht. Da

Gründer des Ordens
Bischof Karl Josef Eugen von Mazenod
25. 1. 1816 – 21. 5. 1861



P. Josef Fabre
5.12.1861 – 26.10.1892



P. Ludwig Soullier
11.5.1893 – 3.10.1897



P. Cassian Augier
19.5.1898 – 24.1.1906



P. Augustinus Lavillardière
30.9.1906 – 28.1.1908



Erzbischof
Augustinus Dontenville
21.9.1908 – 30.11.1931



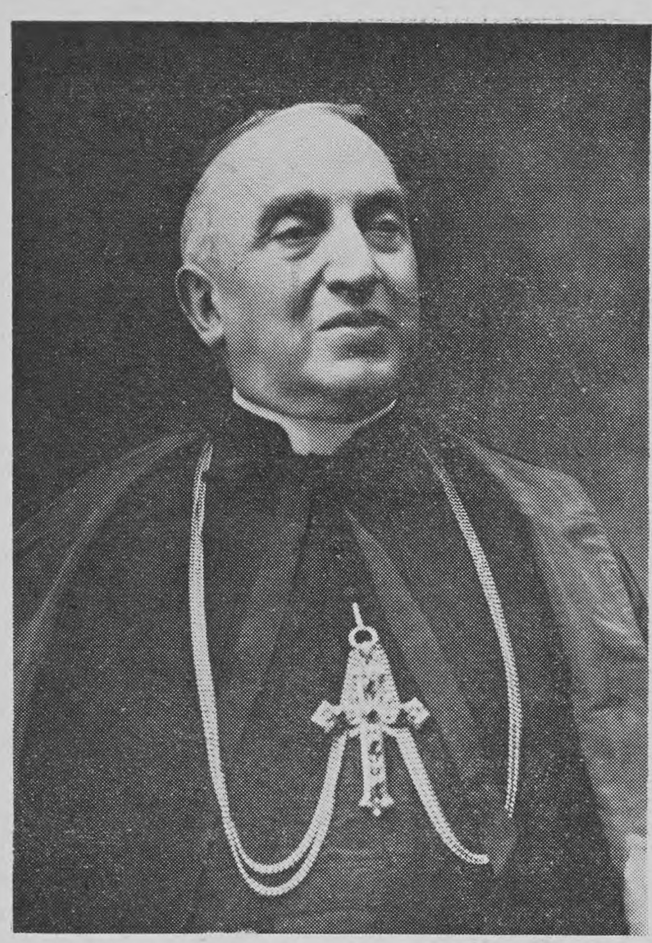
P. Theodor Labouré
8.9.1932 – 28.2.1944



P. Leo Deschâtelets
2.5.1947 ad multos felicissimos annos

Die Generaloberen unseres Ordens

hatte er sich den Vinzenzkonferenzen angeschlossen. Dreißig Jahre bevor der edle Friedrich Ozanam in Frankreich und dann in der ganzen katholischen Welt diese Wohltätigkeitsvereine in Gang gebracht hatte, war der feine junge Edelmann Eugen von Mazenod von Haus zu Haus zum Bettler für die armen Brüder und Schwestern in Christus geworden, hatte Helfer gesammelt, sie mit echtem christlichen Caritasgeist erfüllt, um die Gaben der christlichen Liebe und Barmherzigkeit reichlicher austeilen zu können. Durch die Krankenhäuser war er geeilt und hatte den Leidenden und Sterbenden Trost und christliche Leidensgesinnung eingeflößt; in die Kerker war er hinabgestiegen und hatte mit



Kardinal Klemens Micara, vom Heiligen Vater beauftragt, den Seligsprechungsprozess des Gründers des Oblatenordens, Bischof De Mazenod's, zu leiten.

den Gefangenen gebetet und gewacht. Die letzte Nacht vor der Hinrichtung war er gewöhnlich bei den zum Tode Verurteilten geblieben; bis auf den Richtplatz war er nicht von ihrer Seite gewichen und hatte ihr schauerliches Sterben verklärt durch Gedanken christlicher Sühne und Trostworte göttlicher Versöhnung.

In den Vororten von Aix und auf dem Land im Umkreis der Stadt hatte der Nimmermüde die Kinder um sich geschart und ihnen die Feldkapellen und kleinen Kirchen oder gar in Gottes freier Natur unter Bäumen den Katechismus und die Biblische Geschichte erklärt. Wenn die Zeit der Erstkommunion für diese Kinder gekommen war, hatte er diese kindertümlichen Unterrichsstunden verdoppelt und hatte sich nicht genug tun können, diese vernachlässigten Knaben und Mädchen recht rein und reif für diesen schönsten Tag des Kinderlebens zu machen.

Aix selber war Zeuge gewesen, wie er in die Armenviertel eindrang. Auf Straßen und Gassen, in Ecken, Winkeln und Verstecken las er die herumlungernden Betteljungen, Blumenmädchen, Stiefelputzer und Schornsteinfeger auf. Er sammelte diese verwahrlosten Schrecken der bürgerlichen Welt um sich, setzte sich zu ihnen, so wie es sich traf, auf Bank oder Stein, auf Kiste oder Holzblock. Und dann fing er an zu erzählen von Gott, von Christus dem Erlöser, von der Kirche und von all den wunderbaren Dingen und Wirklichkeiten, die auch das dunkelste und freudloseste Leben hell und froh machen konnten. Die kleinen Strolche und Taugenichtse, die verdorbenen und unwissenden Blumenmädchen hingen an seinen Lippen, von denen warm die Liebe Gottes auch zu den Aermsten der Armen sprach. Mazenod brachte es fertig, diese Tagediebe und verlotterten Geschöpfe sehnsüchtig und froh zu machen, daß sie mit glücklichem und reinem Herzen zur Erstkommunion gingen, nachdem er sie vorher zu einer guten und reumütigen Erstbeicht gebracht hatte. Mazenod selber führte sie am Erstkommuniontag zur schönen Feier. Da kannte man die verwilderten Buben und Mädel nicht wieder. Die zerfetzten und verschmutzten Lumpen, in die sich ihre von Ungeziefer und Unreinheit entstalteten Glieder solange gehüllt hatten, waren ersetzt durch saubere und passende Kleider. Der Edelmann hatte auch den Tisch für das leibliche Brot festtäglich decken lassen. Er hatte es ja schon vor diesem Feiertag nicht an milden Gaben fehlen lassen, die er bettelte und seinen jungen Lieblingen zusteckte. Besonders wenn eines der Kinder oder halbwüchsigen Jugendlichen krank war, sorgte er sich in Pflege und Hilfe mit der Sorge einer Mutter um den Patienten. Die Kleinen verehrten ihn abgöttisch. Sie merkten, daß seine Liebe sie einem Leben gewann, von dem sie bisher nicht die leiseste Ahnung gehabt.

Schon damals hallten die vornehmen Zirkel und die Salons der Adeligen wider von Entrüstung. Man übersah das tief Christliche dieser Haltung und dieses Tuns und verketzerte es als Uebertreibung und Ueberschwang, ja sogar als gefährliche und unstatthafte Verwischung der „gottgewollten" Standesunterschiede. So hofften diese Kreise, daß der sonst hoch geachtete, feingebildete Edelmann seine caritativen Extratouren bald einstellen werde. Als Mazenod aber dann doch unbeirrt seinen Weg ging, hatte man ihm die Achtung nicht versagen können. Durch die Fastenpredigten für

das niedere Volk war das Befremden und die Ablehnung gegen das sonderbare Gebaren Mazenods neu aufgestanden. Dieses Mal verletzte er das religiöse Gefühl. Was Mazenod da tue, sei unangebracht und unzeitgemäß. Vor allem sei es gegen die Würde und Gewohnheit des heiligen Amtes. Ja, es sei verwegen und neuerungssüchtig und unkirchlich, denn die Kirche sei kein Asyl für Lumpengesindel. Die so sprachen, waren Geistliche und solche, die den geistlichen Kreisen nahestanden.

Mazenod hörte alles und ging ruhig an die Verwirklichung seines Planes. Er hatte die neue Magdalenenkirche gewählt, weil sie an Raum alle Kirchen der Stadt übertraf und zudem mitten im Armenviertel lag. Die Predigten waren so früh angesetzt, damit die Hausangestellten und Bediensteten kommen könnten, ohne bei der sowieso aufgebrachten Herrschaft Pflicht und Arbeit zu versäumen. Am ersten Fastensonntag des Jahres 1813, vor sechs Uhr morgens, war das weite Schiff der neuen Magdalenenkirche gefüllt. Viele hatte die Neugierde getrieben. Sie wollten bei dem neuen Ungewohnten dabei sein und das Schauspiel wenigstens einmal erleben. Mazenods Ruf hatte trotz des abfälligen Stadtgesprächs zahlreiche Menschen aller Stände und Klassen angelockt. Was auch immer der Beweggrund für das Kommen der einzelnen Gruppen gewesen sein mag, die armen Leute waren da, die sonst nur selten die Kirche besuchten; auch die vornehmen Kreise fehlten nicht, deren Gewohnheit es nicht war, in so früher Stunde bereits den Kirchgang zu machen. Beide Gruppen mögen sich verwundert angeschaut haben. Vom ersten Augenblick an schlug der Prediger Mazenod das ganze Publikum in seinen Bann. Er sprach von der Würde und Größe auch der armen und niederen Menschen vor Gott. „Menschen der Arbeit," so begann er, „was seid Ihr im Urteil der Welt? Ja, was seid Ihr für die Welt, Ihr Arbeiter, Hausdiener, Landleute, Ihr alle, die Ihr arbeitet und Euch abmüht den ganzen Tag? Ihr seid für die Welt dazu verurteilt, die Lebenskraft zu verzehren in ermüdendem Dienst einer unscheinbaren Arbeit, ausgesetzt der Verachtung und oft auch der Ungerechtigkeit, preisgegeben so manches Mal der Willkür, der schlimmen Behandlung und ungerechten Ausbeutung Eurer Herren und Herrschaften. Und Ihr, die Ihr Eure Hand zum Almosensammeln und Betteln ausstreckt, um Euer kümmerliches Dasein zu fristen, was seid Ihr in den Augen der Welt? Sie schaut Euch an für die Hefe des Volkes, für den Auswurf der Gesellschaft, für Verachtete und Gestrandete, die untüchtig sind, das Leben zu meistern. Und allzuoft wendet sich die Welt von Eurer Not ab und übersieht Eure geöffnete Hand. Doch kommt her, hier sollt Ihr erfahren, was Ihr in den Augen Gottes, des Schöpfers der Menschen seid. Arme Jesu Christi, Geschlagene, Unglückliche, Leidende, Kranke, mit Geschwüren Bedeckte! Ihr alle, die das Unglück niederdrückt, Ihr meine teuren Brüder und Schwestern, horchet auf! Ihr seid Kinder Gottes, Brüder und Schwestern Jesu Christi, Miterben seines ewigen Reiches, der geliebte Anteil seines Erbes. Euch gehört, ja Euch gehört der Himmel! Jesus Christus, die ewige Wahrheit selber, hat es gesagt."

Wie ein Strom ergoß sich Mazenods Frohbotschaft von der Gotteskindschaft und dem wirklichen Reichtum aller, auch der ärmsten Menschen, in die lautlos und ergriffen horchende Menge. Besinnung und Bereitschaft zu christlichem Denken, Reden, Tun und Lassen wurde in den Herzen der Vornehmen und Begüterten wach. Ein befreites Aufatmen wälzte den drückenden Stein der Sinnlosigkeit eines meist dumpf und stumpf getragenen Loses bei den Armen und Geplagten weg. Und das Besondere dabei war, daß diese beglückende Botschaft von der Größe und Würde ihres Daseins in den vertrauten Lauten ihrer provencalischen Muttersprache in Ohr und Herz drang. Sonst wurden in dieser Sprache nur die gewöhnlichen Dinge des Alltags und oft die unschönen Dinge der Nachtseite des Lebens ausgesprochen, jetzt war ihnen Hohes und Frohmachendes mit dem gleichen Klang der Worte gesagt. Von einem Edelmann im Priesterkleid, der sich selber zum Apostel der Armen machte und ihre Sprache sprach, weil er sie liebte, wie Christus der Herr die Armut und die Armen geliebt. Und das Volk der Gassen und Winkel, der Keller und Mansarden, der Kneipen und Spelunken, das Volk der Vororte und Bannmeile und des Landes im Umkreis der Stadt sprach es begeistert weiter: „Das ist der Prediger und Priester, den wir brauchen." Nach solchem Anfang zweifelte niemand mehr an dem Erfolg der Fastenpredigten, die Eugen von Mazenod in der großen Magdalenenkirche hielt. Von Sonntag zu Sonntag wurde die schon anfänglich gut besuchte Kirche noch voller. Kopf an Kopf standen reich und arm in den frühen Morgenstunden unter der Kanzel dieses Apostels der Frohbotschaft und der Armen. Denn

Christi Sieg ueber den Teufel

P. Jos. Schneider, O.M.I.

„Der Tod, das Leben, sie beide,
O Wunder, rangen im Streite!"

Der Teufel gefangen in seinen eigenen Schlingen: das ist in einem Wort das Geheimnis der Karwoche und des Ostertags.

Das hl. Evangelium zeigt uns den Satan beim Auftreten Jesu geschäftig in der Jordansau. Beobachtete er die Zeichen der Zeitenfülle? Ja, er wußte vom Sehnen der Gerechten nach dem Erlöser; wußte auch, daß das Zepter von Juda gewichen war. Besonders e i n Zeichen der kommenden Erlösung stach ihm in die Augen: das Erscheinen Johannes des Täufers. 450 Jahre lang (seit Malachias) hatte das Judenland keinen Propheten mehr gesehen, und nun, wie ein Blitz vom Himmel, dieser Johannes! Seine erschütternde Bußpredigt ruft eine gewaltige religiöse Bewegung ins Leben. Und was noch beunruhigender ist: er weist mit dem Finger auf einen ‚Größeren' hin, dessen Herold und Vorläufer er sich nennt. Er spricht von dessen Bräutigamsverhältnis zur erlösten Menschheit und feiert seine Größe. „In eurer Mitte steht er, den ihr nicht kennt; ich bin nicht würdig, die Schuhriemen ihm zu lösen".

Der Himmel scheint dieses erhabene Zeugnis durch eine Gotteserscheinung nur zu bekräftigen. Bei der Taufe Jesu schwebt der Hl. Geist über Ihm und die Stimme des Vaters nennt Ihn Seinen vielgeliebten Sohn. All das jagt dem Fürsten der Hölle Angst und Bangen ein. Sollte dieser Jesus wohl der Same des Weibes sein, der ihm den Kopf zertreten soll? Das Fluchurteil Gottes über ihn im Paradies dröhnt ihm wieder in den Ohren, lauter und schauriger denn je.

Er fühlte sich als Fürst der Welt; hielt wie eine Riesenschlange den Erdball umklammert und suchte die arme Menschheit in furchtbarer Umarmung zu erdrosseln. Sollte er sich von jenem armen Holzarbeiter von Nazareth die Krone vom Haupte schlagen lassen und den Herrscherstab aus seinen schwarzen Händen? Der bloße Gedanke daran war ihm eine Qual. Hier hieß es handeln. Er muß diesem Jesus sein Ideal verleiten, noch ehe Er Seine öffentliche Tätigkeit beginnt. Die Gelegenheit zu solchem Versuch bot sich ihm bald.

Denn vom Jordan zog der Erlöser in südlicher Richtung in die Wüste westlich vom Toten Meer. Dort begrub Er sich zu 40 tägiger Bußübung in herzzermürbender Einsamkeit, in Gluthitze und in schrecklichem Wüstensand. Der böse Feind folgte Ihm. All die Kraft und Hinterlist seines Teufelshirns wendet er gegen Ihn an.

Nicht am Anfang, noch in der Mitte der Fasten, greift er Ihn an. In berechnender Schlauheit wartet er bis zum Ende, wo sein Gegner durch Hunger und Durst an Leib und Seele ausgespielt war. Da führt er all seine Falschheit und Hinterlist gegen Ihn ins Feld. Er umgab seine höllische Majestät mit dem Glanz und der Hoheit der hl. Schriften. Drehte Ihm einen Strick aus Gottes Wort; fälschte und verdrehte dessen Sinn. Es würde ihm, so rechnete er, diesen Jesus, um so sicherer in die Schlinge führen. Aber siehe da . . . all seine An-

---

das war er ja, und so hatte er sich selber in seinen Fastenpredigten genannt.

In diesem Ereignis aus dem Jahre 1813 war aber mehr enthalten als die Wirkung einer Stunde oder einer heiligen Fastenzeit; es wurde der Ausgangspunkt eines Apostolates der Gemeinschaft, die gleich Eugen von Mazenod und von ihm gerufen, die Losung aufgriff: „Den Armen wird die Frohbotschaft verkündet." Die Genossenschaft der Oblaten, die Mazenod gegründet, weiht sich im Geiste ihres Stifters und Vaters dem Dienst am Volk, wo immer Volk in materieller und geistig-religiöser Armut und Verlassenheit auf die helfende Liebe der Frohbotschaft Christi wartet.

griffe werden mit überlegener Ruhe abgeschlagen. Trotz allem fühlt er sich bei weitem nicht besiegt; schon holt er aus zu einem andern Schlag. Er sucht seines Gegners Phantasie zu benebeln und zu berauschen und Ihn durch gewaltigen Generalangriff aus dem Feld zu schlagen. Er entführt Ihn durch die Luft und stellt Ihn auf die Tempelzinne und von dort weiter auf einen hohen Berg und zeigt Ihm in einem riesigen Gaukelspiel die Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit: „Dies alles geb ich dir, wenn du niederfällst und mich anbetest". Aber genau so kühn dringt alsbald der mächtige Gegenruf auf ihn ein: „Weiche Satan; den Herrn deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen!" Nun wurde es ihm klar: er hatte eine Schlappe erlitten; derjenige, den er sich zu vernichten vorgenommen, hatte ihn geschlagen. Und das mit welchem Selbstbewußtsein und mit welcher Entschiedenheit! Richtig wie der Löwe vom Stamme Juda! Das reizte ihn; er muß, so sieht er, von nun an dieselben Waffen anwenden und Gewalt mit Gewalt bekämpfen. Er ahnte nicht, daß der Löwe zum Lamme werden, sich wortlos und ohne Widerstand seinen Mordplänen ausliefern und gerade dadurch seine Teufelsherrschaft auf Erden zerbrechen würde. Hatte nicht vor fast 1000 Jahren David dem Goliath gegenüber so gehandelt? Er hatte dessen Panzer und schwere Bewaffnung überwunden mit einer Schleuder und einem Kieselstein in seiner Hirtentasche. Der Satan dachte nicht daran und das wurde ihm zum Verhängnis.

Das öffentliche Leben Jesu konnte ihn nur in seiner Gewaltsamkeit bestärken. Waren es nicht übermensliche Titel und Forderungen, die der Prophet von Nazareth für sich in Anspruch nahm? Seine Lehren und Predigten atmeten überirdischen Glanz. Seine Wundertaten waren unerhört; sein Sittenideal erhaben wie die Welt es nie gesehen. Unbestritten stand Seine Macht da über Fische und Wellen, über Kranke und Sterbende. Seine Hand zerbrach die Riegel der Unterwelt und langte gebieterisch ins Totenreich hinunter. Mit Besorgnis stellt er fest, wie die Volksschaaren Ihn umdrängen und auf Sein Wort hin Dämonheere in den Besessenen kreischend auseinander fahren.

Seine Beunruhigung wächst; aber auch seine Ueberzeugung, daß er der Gewalt nur mit Gewalt begegnen kann. Diese Erkenntnis treibt ihn zu fieberhafter Rührigkeit. Eine großangelegte Verschwörung muß er in Szene setzen; einen Anschlag auf



Der Herr des Lebens gestorben, hat Gnade und Herrschaft erworben.

Jesu Leben, dem dieser nicht entweichen kann. Er sieht sich nach Gesinnungsgenossen und Helfeshelfern um und findet sie: in den politischen Parteien und unter den Volksführern; im Hohenpriestertum und sogar im Apostelkollegium. Selbst der zuständige Richter Pontius Pilatus mit seinem Zweiflertum und seiner Profitmoral wird ihm zuverlässige Dienste leisten. In all diesen Feinden Jesu schürt er den Neid und die Eifersucht; die Besorgnis um ihr eigenes Ansehen, ihren Einfluß auf's Volk und die Erhaltung ihrer Führerschaft. Den Neid in ihnen entzündet er zur Abneigung und zum glühenden Haß. In Judas fördert er die Habgier, den Unglauben, die Gleichgültigkeit, den kalten Geschäftsgeist. So spinnt er seine Fäden in groß angelegtem Einkreisungsmanöver. So legt

er Stein um Stein zur Durchführung seiner Mord- und Rachepläne.

Gegen Ende des dritten Jahres ist alles bereit zum Anschlag auf das Leben des Gesalbten. Sollte man Ihn nicht im Geheimen aus dem Wege räumen? Es wollte nicht schaffen; die pharisäische Rädelsführer fürchteten das Volk. Es nahen die letzten Wochen und die letzten Tage; sie bringen den Stein ins Rollen. Den Judas locken die 30 Silberlinge; er bietet sich an den Meister zu überliefern. Nun fangen die Ereignisse sich zu überstürzen an. Mit der Gefangennahme am Oelberg hat's so leidlich geschafft. Nicht so einfach ist's mit dem römischen Richter. Ihn muß man mit falschen Zeugen bearbeiten und mit Bestechung des Pöbels. Nur geschicktes Verschieben der Anklage vom religiösen auf's politische Gebiet führt zur Einschüchterung des Pilatus. Doch nun ist's Karfreitag Morgen gegen 10 Uhr. Der Satan sieht: er hat's gepackt. Die Geißelung, die Dornenkrönung und Verspottung: welcher Ersatz für seine erlittenen Niederlagen! Und nun folgt das Todesurteil. Er reibt sich vor Vergnügen die Hände! Weiß er ja: Wer am Kreuze stirbt, der ist verflucht; dessen Name ist für immer aus den Blättern der Geschichte ausgelöscht.

Man schreitet zur Hinrichtung; er hört, wie die schweren Nägel krachend durch die zitternden Glieder fahren. Seine Freude steigert sich zum tollen Siegesrausch. Und mit ihm jubeln seine Legionen; die ganze Hölle triumphiert. . . Aber alles nur für einen Augenblick. Denn siehe: die Erde hüllet sich in Dunkelheit; der Sternenhimmel trauert; der Räuber sagt sich in letzter Stunde von der Sünde los. Und wie um drei der Dulder am Kreuz mit starker Stimme Sein Consummatum ruft, schlagen die Zuschauer reuig an die Brust. In gewaltigem Beben erzittert die Erde. Es reißt die Gräber auf und befreit die Toten aus der Unterwelt. Und nicht zuletzt erfaßt es seinen (des Teufels) Thron. Der fängt zu zittern an und wankt und stürzt und fällt und zermalmt sich selbst in ungezählten Trümmern. Und er selber fährt wie ein Blitz hernieder aus der Höhe, wo er vor Jahrtausenden sich eingenistet hatte: ‚Zum Himmel will ich hinaufsteigen und über die Sterne setzen meinen Thron'. Es dämmert ihm: Er ist erledigt, verloren.

Nun weiß er, mit wem er es zu tun gehabt. In Christus hat er sich selber umgebracht. Sein Sieg ist nur ein elender Scheinsieg gewesen; er hat sich gefangen in seinen eigenen Schlingen.

Er hatte die Fäden des göttlichen Erlösungsplanes nicht zu entwirren vermocht. Seine blinde Wut hatte ihn ohne Rast und Ruh voran getrieben, kopfüber ins Verderben. Er war dem Herrn über Leben und Tod in die Falle gegangen; er hat sich gefangen in seinen eigenen Schlingen.

O dieser Galiläer: er hatte seine Allgewalt in des Lammes Sanftmut und Milde gekleidet und ihm in peinlichster Weise überlistet.

O dieses Kreuz: es wird für ewig und vor aller Welt das Zeichen seiner Niederlage sein. Und für die Menschen das Zeichen göttlicher Liebe, göttlichen Erbarmens, der frohen Hoffnung und der endlichen Rettung.

„Der Tod, das Leben, sie beide, o Wunder, rangen im Streite.

Der Herr des Lebens gestorben hat Gnade und Herrschaft erworben."

Job

Von Tränen sind die Augen leer,
Zerschlagen ist mir Hammer, Pflug und Kelle.
Von meinen Scheuern weht der Brandruch her,
Ich lieg zerrissen auf des Hauses Schwelle.
Mich schlug mein Gott. Wofür hast Du mich so geschlagen?
War ich nicht treu Dir, eher Hund als Knecht?
Warst Du nicht Herr in meinem Herzen und in meinen Tagen?
Ist blind Dein Fluch und ist mir tot mein Recht?
Ich lieg in Asche, Fetzen sind mir Kleider,
Noch mehr zerfetzt ist mir mein Leib von Wunden.
Mir wird das Blut zu Schorf und Eiter.
Wer tat's mir an? Mein Gott hat mich geschunden.
Kannst Du mein Recht wie Würmerbrut zertreten?
Darf ich nicht fragen: Herr, warum?
Noch wage ich's mit Dir zu reden.
Du aber schweigst — warum bist Du so stumm?
Hörst Du mich nicht? Mein Gott, o wende,
O wende Dich nicht ab, zeig Dein Gesicht!
Wirf mich ins Elend, daß ich gar verende,
Stoß mich ins Dunkel oder hin vor Dein Gericht,
Aber verlassen — nein, das darfst Du nicht.

Max Rößler.

Weib, siehe deinen Sohn

Erzählung von W. A. Rehm.

Graue Nebelmassen wälzten sich das Eyachtal herauf, Vorfrühlingsstürme heulten durch die fernen Wälder, als sich am Gründonnerstag ein imposanter Leichenzug zum Kirchhof auf der Anhöhe jenseits des Tales hinausbewegte. Fast die gesamte Einwohnerschaft folgte dem schmucklosen Leichenwagen, galt es doch, dem „braven Joseph" das letzte Geleit zu geben. Als letzte im Zuge wurde die an den Füßen fast vollständig gelähmte Mutter des verstorbenen Jünglings im Fahrstuhl nachgeführt. Mit trockenen, heißen Augen starrte die vereinsamte arme Frau in den Menschenknäuel, der sich vor ihr herbewegte und sich einer Riesenschlange gleich die Anhöhe hinaufzog. Mechanisch bewegten sich ihre Lippen zum Gebet, starr umklammerten ihre Finger den Wachsstock. Nur ein einziger Gedanke hatte Raum in ihrer Seele: „Mein Joseph ist tot." Und doch vermochte sie die traurige Tatsache nicht zu fassen, fast stand sie all diesen Ereignissen der letzten Tage wie einem bösen Traum gegenüber, aus dem man erwachen mußte und dann alles wieder fand, wie es früher war.

Auf dem Friedhof angekommen, trugen vier Jünglinge den Sarg zum Grab. Der greise Dorfpfarrer sprach die Gebete und die Leichenrede. „Nun haben wir den braven Joseph zur Erde bestattet," rief er, „und wahrhaftig, mir altem Seelsorger, der ich doch schon so viele meiner Pfarrkinder hier heraus auf den Gottesacker geleitet habe, mir fällt es ordentlich schwer, dem lieben Jungen die Grabrede zu halten. In seiner schönsten Jugend, im Alter von kaum dreiundzwanzig Jahren wurde er aus dem Leben gerissen. Er ist eines heldenhaften Todes gestorben und deshalb stehen wir auch so tief erschüttert an seinem offenen Grabe, weil er sein junges Leben im Kampf um das gefährdete Leben eines Mitmenschen, eines Fremden, hingeben mußte! Fast ein Kind noch, im Alter von kaum fünfzehn Jahren hat er sich schon die Rettungsmedaille verdient. Damals, als er aus dem brennenden Birkenhofe das zweijährige Kind aus den Flammen herausholte, während die Eltern noch auf dem Felde arbeiteten. Und von jener Zeit ab nannte man ihn auch den „braven" Joseph. Diesem Namen hat er allezeit, bis zu seinem jähen Tode vor drei Tagen und noch durch den Tod alle Ehre gemacht! Als vor fünf Tagen unser sonst so unbedeutendes Eyachflüßchen durch die Schneeschmelze zum reißenden Strome anschwoll, war er, Joseph Wegener, der erste, der rettend die Hand anlegte. Mit wahrem Heldenmut hat er die Güter seiner Mitmenschen gegen das entfesselte Element verteidigt. Und als am Sonntag und Montag die Fluten immer höher anschwollen und Fremde herbeigeeilt waren, um das Naturschauspiel zu sehen und jener Stuttgarter Herr von dem reißenden Strome erfaßt wurde, war es der brave Joseph, der sich dem Ertrinkenden nachstürzte! Ihr wisset den tragischen Ausgang, meine lieben Zuhörer, der Fremde konnte gerettet werden, aber der Retter büßte sein Leben ein."

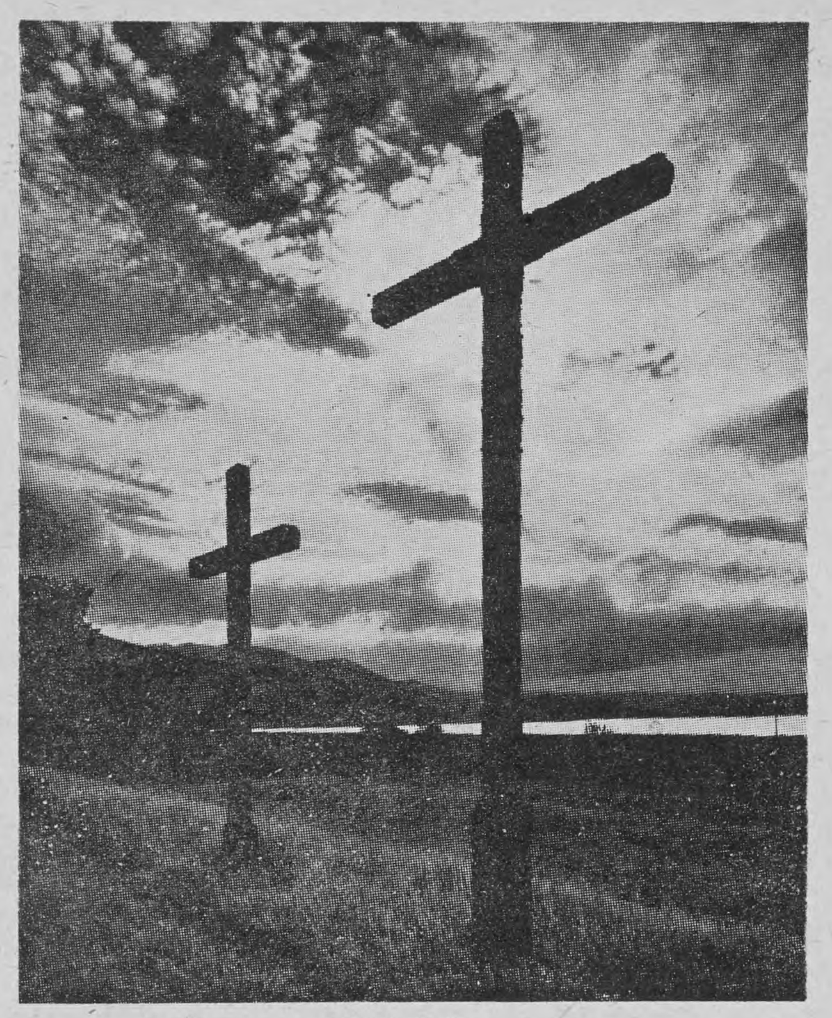
Atemlos lauschte die Menge, die fast den ganzen Friedhof anfüllte, da und dort wurden stille Tränen von den Augen gewischt, vereinzelt nickten die Zuhörer gedankenvoll vor sich hin, als ob sie den Worten des Priesters beipflichten wollten, der nun in warmen Tönen den Lebenslauf des Dahingeschiedenen malte, als ein Leben voll Armut, Sorgen und Kämpfen, Sorgen hauptsächlich um das tägliche Brot, aber auch als ein Leben voller Liebe, Glaube und Religiosität. Und er malte Bilder aus dem Leben des Jünglings, wie dieser zwei Jahre lang den acht Kilometer weiten Weg nach den Kohlensäurewerken zweimal des Tages zu Fuß zurücklegte, um sich das Geld für die Arbeiterfahrkarten zu ersparen und der gelähmten Mutter dafür einen Fahrstuhl kaufen zu können. Wie er überhaupt vor allem das vierte Gebot zu erfüllen trachtete, wie er sein krankes Mütterlein pflegte und wie er es, ungeachtet des Spottes seiner Kameraden, ehrte und achtete. Und der Redner gedachte der Mutter, wie sie jetzt so ganz einsam und verlassen und ihrer einzigen Stütze und Hoffnung beraubt, in der Welt stehe; wie sie nun auf die Mildtätigkeit fremder Menschen angewiesen sei. Und er gedachte einer anderen Mutter, die vor bald neunzehnhundert Jahren

auf Golgathas Höhen auch als Witwe ihren einzigen Sohn sterben sah; wie auch diese Mutter, die Gottesmutter, auf die Mildtätigkeit und Liebe ihrer Mitmenschen angewiesen war und wie diese, die reinste Jungfrau und Mutter, die Frau ohne Makel und Sünde, ihr unverdientes herbes Los mit großer Demut um der Liebe und um Gottes willen erduldet und getragen habe. „Wenn das das Los der größten Heiligen ist, wollen wir dann nicht freudig unser Kreuz auf uns nehmen?" schloß der Priester seine Rede, „und demjenigen nachfolgen, dessen Jahrestag wir morgen feiern und der uns mit ausgespannten Armen vom Kreuze herab zuruft: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Amen."

Langsam hatten sich von den Augen der bleichen Frau in ihrem Fahrstuhl zwei große Tränenperlen gelöst, ein namenloses Weh spannte sich in ihrer Brust und nun, da der Küster ihren Fahrstuhl vor das offene Grab rollte und sie den Sarg da unten sah, kam auf einmal der ganze Heimwehschmerz in ihr zum Durchbruch, es öffnete sich die Wunde in ihrem Herzen und markerschütternd gellte ihr Abschiedsschrei durch den grauen Vorfrühlingstag: „Adieu, Joseph!"

. — . — . — . — .

Dann wurde sie heimgefahren in das kleine Haus in der Bärengasse. Sie wußte es kaum. Sie nahm die Krücken und humpelte ins Zimmer und setzte sich in ihren Lehnstuhl beim Ofen und starrte auf die Bank beim Fenster, wo ihn die Männer, vom Wasser triefend, niedergelegt hatten, als sie ihn tot brachten, ihren Joseph. Und auf der Bank hatte dann auch der Sarg gestanden. Die Dörfler kamen und sprachen ihr Trost zu, sie hörte es nicht. Wieder war nur ein einziger Gedanke in ihr und füllte ihre Seele und nagte an ihrem Herzen: „Mein Joseph ist tot, fort — begraben." Nachbarsfrauen kamen und wollten ihr Speisen bringen und trugen ihre Dienste an. Sie lehnte alles ab. Gegen Abend kam der Pfarrer und sprach ihr Trost zu. Da wurde ihr etwas leichter. Er betete mit ihr und gab ihr einen Fünfzigmarkschein, den der gerettete Fremde, Franz Keller mit Namen, für sie hinterlassen hatte. Sie ballte den Schein in ihren welken Händen klein zusammen und schleuderte ihn weit von sich.



Karfreitag.

„Warum das?" fragte der greise Priester erstaunt. — „Weil ich mich für das Leben meines Kindes nicht bezahlen lasse," sagte sie tonlos. — „So dürfen Sie nicht denken, Frau Wegener," erwiderte der Pfarrer und hob den Schein wieder auf, „ich habe Herrn Keller, der selbst furchtbar unter dem tragischen Schicksal des braven Joseph leidet, zu verstehen gegeben, daß Sie nicht gerade bemittelt, ja sogar sehr unterstützungsbedüftig seien, und da gab er mir den Schein, den er

der durchnäßten Brusttasche entnahm, sein Portemonnaie ging ja in den Fluten verloren. Vorläufig!, sagte er. Er wird sie nie vergessen, Frau Wegener." Da steckte sie mechanisch den Schein in die Tasche ihrer schwarzen Schürze.

Die Nacht kam und die arme, unglückliche Frau war ganz allein. Und mit der zunehmender Dunkelheit fühlte die Frau ihre Verlassenheit immer mehr. Sie humpelte zum Fenster und öffnete es. Dem grauen nebelschweren Tag war eine klare Nacht gefolgt. Unzählige Sterne funkelten am schwarzen Himmel und groß und rund hing über dem Wald jenseits des Tales der Vollmond. Deutlich sah sie den Gottesacker, deutlich die Kreuze im Mondlicht und sie suchte den Platz, wo der frische Hügel sich wölbte. Sie konnte ihn nicht finden. Da packte sie mit einem Male wieder grenzenlose Sehnsucht und durch die Nacht gellte ihr Schrei: „Mein Joseph! Mein Joseph!" Dazwischen rauschten die Wasser der Eyach, — der verhaßten Eyach! Frau Wegener konnte den Ton nicht hören. Sie schloß das Fenster. Im Zimmer lag das Mondlicht. Sie humpelte zu ihrem Lehnstuhl und schloß die Augen. Da fiel ihr plötzlich ein, daß dies die Leidensnacht Christi sei, die Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag. Und die einsame Frau versuchte mit starkem Willen den lieben Heiland auf dem Leidensweg zu begleiten. Von der Einsetzung des hl. Altarsakramentes zum Garten Gethsemane, sie veranschaulichte sich die Gefangennahme, den Verrat durch Judas und das Ende des Verräters, wie er die Silberlinge in den Tempel warf und hinging und sich erhängte . . . . Unwillkürlich dachte sie an den Fünfzigmarkschein und sie überlegte, ob das nicht auch „Blutgeld" sei. Aber der Fremde konnte ja nichts für den Tod ihres Sohnes, er trug keine Schuld daran . . . Das war ganz anders, ganz anders! Ja, der Herr Pfarrer hatte recht, sie war bedürftig, arm, was arm heißt. Mit Schaudern dachte sie an die Zukunft . . . Ein schwerer Seufzer rang sich von ihren Lippen.

Plötzlich überkam sie eine starke Müdigkeit. Sie lehnte sich weit in ihren Stuhl zurück und in Gedanken an den Welterlöser, der in dieser Nacht von Richter zu Richter geschleppt wurde, schlief sie ein. Sonderbare Träume umgaukelten sie. Sie sah den Heiland, wie er die Arme vom Kreuzespfahl löste und sich niederbeugte und ihren Joseph zu sich emporzog. Und sie kroch auf den Knien hinzu und umklammerte das Kreuz. Da sah der Heiland mit unendlich milden Augen zu ihr herab und seine Lippen bewegten sich. „Weib, siehe dort deinen Sohn!" Deutlich glaubte sie diese Worte zu vernehmen, sah, wie der Heiland von ihrem Joseph wegzeigte und sie erschrack so heftig, daß sie jäh erwachte. — — Dunkel lag das Zimmer. In der Ferne verhallten die Schritte des Nachtwächters, der seine Runde machte.

* * *

Ein selten schöner Karfreitag lag über dem Dorfe. Kein Wölkchen trübte den Himmel, der sich tiefblau über das Eyachtal spannte. Frau Wegener war fast den ganzen Tag in der Kirche. Nur eine Tasse Schokolade nahm sie zu sich, das war alles; dann saß sie wieder dem von bunten Glaskugeln beleuchteten Grabe des Welterlösers gegenüber und betete ohne Unterlaß. Die Turmuhr rief die dritte Mittagsstunde aus, da kam der Meßner auf den Zehenspitzen und führte sie in den Pfarrhof. „Es möchte sie jemand sprechen," flüsterte er ihr zu. — „Wer?" — „Ich weiß es nicht." — Am Portal erwartete sie der greise Pfarrer und führte sie am Arm in das Haus. Und im freundlichen, sonndurchglühten Studierzimmer des Priesters stand sie einem fremden Manne gegenüber, der sie im schwarzen Gehrock erwartete und bei ihrem Eintritt vor ihr niedersank und ihre faltenreiche Hände unter Tränen küßte. „Franz Keller," sagte der Pfarrer leise zu ihr und ließ sie in den großen Polsterstuhl am Fenster niedergleiten, dann ging er geräuschlos hinaus. Der Fremde lag noch immer auf den Knien, über die welken Hände gebeugt. „Ich bin derjenige, stammelte er, für den Ihr Kind sein Leben gab. Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe, gute Frau, wie mich das fürchterliche Schicksal Ihres Sohnes mitgenommen hat, wie ich mit Ihnen leide und wie ich dem guten Menschen nachweine. Fast kann ich mich selbst nicht mehr des wiedergewonnenen Lebens freuen. Ich weiß nur, daß jeder Nerv an mir, jedes Sehnen meines Herzens, jeder Pulsschlag nächst Gott Ihnen geweiht und bestimmt sein soll. Wie der heilige Johannes unter dem Kreuze als Vermächtnis des sterbenden Heilandes die Gottesmutter zu sich aufnahm, und der Erlöser der Welt seiner Mutter zurief: „Siehe deinen Sohn!" so möchte ich mich Ihnen nahen und mich Ihnen anschmiegen und Sie bitten, anerkennen Sie mich als Ihren Sohn und lassen Sie mich als schwachen Ersatz das sein, was Ihr Joseph für Sie gewesen wäre, Sie liebe, gute, arme Mutter! Ich habe keine Eltern mehr, nur eine Schwester, die mir,

Simerls guter Tag

Von Rudolf Greinz

Der Simerl, der alte Haderlump im Armenhaus, war von der Gemeindekasse schon längst auf das Konto der lästigsten und überflüssigsten Ausgaben gesetzt worden. Wenn der Gemeindeschreiber endlich einen dicken Strich über das dem Simerl gewidmete Blatt hätte ziehen können, dann wäre wenigstens nach dieser Richtung kein Geld mehr „außzig'worf'n" gewesen.

Das sah jeder im ganzen Dorf ein, vom Vorsteher bis zum Armenvater und vom Kirchpropst bis zum Nachtwächter. Nur der am meisten an der Sache Beteiligte, der Simerl selbst, wollte es noch immer nicht einsehen, wie „übrig" er eigentlich auf dieser Welt war. Sonst hätte er sich schon längst empfohlen und der Gemeinde die Unterhaltungskosten für seinen sterblichen Leichnam erspart. Für die Begräbniskosten wäre man ja schließlich noch gern aufgekommen.

Der Simerl hatte es seiner Lebtag lang nie zu was Rechtem gebracht. Von allem Anfang an war er unvorsichtig in der Wahl seiner Eltern und kam bei einem armen Häusler auf die Welt, wo er das Dutzend Kinder gerade voll machte. In der Jugend war er bei den einzelnen Bauern als „Goasbua" verwendet, dann ging er bei einem Maurer in die Lehre und trieb sich überall im Land und „auswärts" herum, wo es eben Arbeit gab. Als dann die alten Knochen ihre Schuldigkeit nicht mehr recht tun wollten, kam er in der Fremd' draußen ins Spital. Die ohnedies nicht reiche Gemeinde zuhinterst im Zillertal mußte mehrere Monate den Simerl unter den fremden Leuten „aushalten", als wenn er nicht ebensogut daheim hätte erkranken können! Aber ein eigensinniger Schädel war der Simerl schon immer gewesen.

Endlich wurde er in seiner Heimat abgeliefert, und da blieb nichts übrig, als ihn ins Armenhaus zu stecken und dort zu füttern, obwohl es nach dem Ausspruch maßgebender Persönlichkeiten um jeden Bissen für einen solchen unnützen Menschen ewig schad' war! Früher hatte er auch nicht heimgefunden! Jetzt wäre man gut genug, weil er schon die ganze Welt „ausgetorkelt" (durchschlendert) sei.

Der Simerl griff im Anfang noch da und dort zu. Es war aber nichts Rechtes mehr. Und zuletzt stand er bei jeder Arbeit mehr im Weg, als er nützte.

Er war bereits ein Achtziger. „Wenn der Herrgott an Menschen, der was zu bedeuten hat auf derer Welt, so lang leben laßt" — meinte der hochwürdige Herr Pfarrer — „nachher hat die ganze Welt an Vorteil davon. Aber so a armer Hascher, der si selber und den Leuten nur im Weg is, wär' wohl auch im Himmel droben besser aufg'hoben!"

Der Simerl mit seinen achtzig und noch einigen Jahren „auf'm Buckel" ließ sich aber trotzdem nicht überzeugen. Im Gegenteil, er hatte noch immer seine Freud' am Leben. Am glückseligsten war er, wenn er wieder etliche Kreuzer „auf an Tabak" oder „auf a Stamperl Schnaps" zusammengebettelt hatte.

Dann konnte der alte Armenhäusler ganz aufgeräumt werden und meinte gewöhnlich, wenn ihn einer aufzog, daß das Unkraut halt doch nicht verderben könne, sonst wäre er längst schon nimmer da: „Ja, weißt, mit mei'm Leben is 's ganz a eigne Sach'. Wenn du schön stad (still) bist, nachher will i dir's schon anvertrauen. I hab nämlich a viereckige Seel' — und dö fahrt durch a rundes Loch, wie mei Maul halt is, so viel schwer aus! Sonst hätt' i sie schon längst ausg'schnauft! Magst mir' glauben oder nit —

---

einem Gelehrten, der bisher nur seinen Studien lebte, den Haushalt versieht, und auch diese, meine Schwester, sehnt sich danach, Sie als unser Mütterlein, als Mutter meines Retters ehren, achten, lieben und pflegen zu dürfen."

Er sah zu ihr auf und sie forschte in seinen großen, blauen Augen und statt aller Antwort nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Draußen fuhr sachte ein leichter Windstoß durch die blätterlosen Bäume des Pfarrgartens und ein sonderbares Flüstern ging durch die Zweige. Irgendwo sang ein Vögelein sein Nachtgebet.

aber es wird do völlig so sein! Aber verraten darfst mi beileib nit! Sonst muß i am End' no zum Tischler und mir mei' Seel' rund hobeln lassen!"

Ostern stand vor der Tür. Der Schnee lag noch überall im Tal. Erst von Schlitters am Eingang des Zillertals an und in den Niederungen des Unterinntals begann es langsam aper zu werden (aufzutauen). Weiße Ostern waren einem ziemlich milden Winter gefolgt. Kaum hie und da ein leises Anzeichen des herannahenden Frühlings. Nach Sonnenuntergang erhob sich regelmäßig der eisige Firnwind, der über Nacht alles wieder gefrieren ließ, was die Sonne vielleicht tagsüber aufgetaut hatte . . . .

„Die herrischen Stadtfrack" (Stadtleute") haben manchmal sonderbare Einfälle. So kam auch eines Tages im hintersten Zillertal ein Maler daher, der wohl direkt aus dem Narrenhaus ausgebrochen sein mußte. Einem vernünftigen Menschen konnte es ja doch nicht einfallen, „mitten im Winter" in den Bergen herumzukraxeln.

Die Kreuzwirtin, wo der „Pinselwascher" Herberge nahm, maß den Fremden fast mit etwas mißtrauischn Blicken. Als der Maler zur Erklärung seines etwas seltsamen Besuches anführte, daß er vor allem Ruhe und „Stimmung" brauche, wurde die brave Kreuzwirtin ganz konfus.

„Ja, a Ruah kann i dem Herrn schon verschaffen," meinte sie; „wenn's halt an die Sonntag' a bisserl an Spitakel absetzt, darf's der Herr nit übelnehmen. Aber mit der Stimmung, oder wia dös Ding heißt, wird's schlecht ausschauen. Fleisch gibt's halt iatz nur a schöpsernes. Wenn dös der Herr nit mag, muß i ihm halt a Hendl abstechen."

Der Maler hielt sich die Seiten vor Lachen, da er seine „Stimmung" plötzlich unter die ländliche Speisekarte versetzt sah. Warum mußte er auch in den hintersten, von Fremden wenig aufgesuchten Winkel des Zillertales flüchten! In einer der vorderen Gemeinden wäre er vielleicht eher verstanden worden. Die Kreuzwirtin nahm schier beleidigt Reißaus und stellte eine halbe Stunde später aufs Geratewohl dem Fremden einen appetitlichen Schöpsenbraten mit beigelegten Kartoffeln und eine Halbe „Reatel" (Rotwein) hin.

Daß der Eindringling kein gewöhnlicher „Tuifelemaler" (Marterlmaler) sei, das schlossen die Dorfbewohner namentlich aus zwei Umständen. Einmal malte er gleich am nächsten Tag den alten Hennenstall beim Kreuzwirt ab. Und den konnte er unmöglich auf einem „Marterl" brauchen. Dann zahlte er dem Feuchtenbauer für eine uralte Truhe, die man schon längst auf den Estrich gestellt hatte, einen blanken Fünfer.

Wenn dieser letztere Umstand schon manchen an dem gesunden Verstand des Fremden zweifeln machte, so war man allgemein davon überzeugt, daß er „a Raderl z' viel oder z' wenig im Oberstübl" haben müsse, als er sich den Simerl zum Kreuzwirt bestellte, um ihn abzumalen.

Der Armenvater hatte dem Simerl eigens ein Sonntagsgewand geliehen, damit er nicht gar so „zerschlampt" (zerlumpt) wäre, wenn er dem fremden Herrn seine Aufwartung mache. Da waren aber der Armenvater und der Simerl gleich schlecht drangekommen. Der Maler schickte den Armenhäusler sofort wieder heim, daß er sich umziehe, — und der Simerl mußte trotz der energischen Einspruchs der Kreuzwirtin schließlich doch in seinem „G'schlamp" erscheinen.

So wurde er gemalt — nicht ohne daß er sich's von dem „Herrischen" zuvor ausbedungen hätte: auf ein „Marterl" dürfe er nicht hinaufkommen, weil sonst die Leut' „grad wieder überflüssig z' reden hätten, daß si der Simerl no früher sei Marterl hab' malen lassen, bevor ihn der Tod g'holt hätt'!"

Als die Sitzung vorbei war, drückte der „Herrische" dem Simerl ein blankes Guldenstück in die Hand. Der Simerl glaubte zuerst seinen Augen nicht trauen zu dürfen und meinte, der Maler wolle ihn nur „für an Narren" haben. Seine kühnsten Hoffnungen hatten sich höchstens zu „an Glaserl Wein" verstiegen. Und jetzt gar ein ganzer Gulden! So viel Geld hatte der Simerl seit Jahr und Tag nicht mehr sein eigen genannt.

Es war ihm völlig unheimlich zumute, da er von dem Fremden sich verabschiedete. Als er die Tür schon längst hinter sich geschlossen hatte, bedankte er sich noch die ganze Stiege hinunter bis vor die Haustür hinaus: „Vergelt's Gott z' tausendmal! Vergelt's Gott z' tausendmal in Himmel aufi und no hundert Jahr' nach der Ewigkeit!"

Als der Simerl ins Freie trat, schien ihm der Himmel voller Baßgeigen zu hängen. Am liebsten war es ihm, daß niemand von seinem Schatz wußte. Er umklammerte den Silbergulden im Sack krampfhaft mit der Hand und schmiedete auf dem Heimweg die abendteuerlichsten Pläne.

Er hatte schon genau ausgerechnet, wie viele „Packerln Ordinari' (ordinären Tabaks) er für das Geld bekäme, wie viele „Stamperln" Schnaps und wie viele „Viertelen" Wein. Nur war er sich noch nicht darüber im klaren, in welcher Ware das Kapital eigentlich am besten angelegt werden sollte.

Endlich beschloß er, sich ganz auf eigene Faust einen „guten Tag" zu machen, so recht einen Festtag nach dem jahrelangen Leben im Armenhaus, wo es an den Werktagen nichts gab als Brennsuppe und Erdäpfel und am Sonntag Erdäpfel und Brennsuppe.

Unter Tags war der Simerl ganz verloren. Er rechnete fortwährend an seinem „guten Tag". In der Nacht konnte er kein Auge zutun, da er in den kühnsten Phantasien befangen war. Die größte Rolle spielte ein gebackenes Kälbernes mit Salat. Das hatte der Simerl vor zwanzig Jahren einmal bei einem Firstenfest gegessen, als der Dachfirst eines neugebauten Hauses vollendet und mit bunten Fähnlein geziert war und man den Baumeister und den Hausherrn hochleben ließ.

So war es Ostersamstag geworden. Der Simerl hatte einen festen Plan gefaßt. Seinen guten Tag wollte er gleich heute feiern. Das Geld im Sack schrie ordentlich danach. Aber seiner Heimatsgemeinde wollte er durchaus nicht die Ehre antun, den Gulden dort zu „verblasen" (verbrauchen). Da hätte er ihn zur Kreuzwirtin tragen müssen, weil in dem kleinen Dorfe kein anderes Wirtshaus war. Der Kreuzwirtin wollte der Simerl die große Einnahme jedoch nicht vergönnen; denn die war als geizig weit und breit verschrien und hatte ihm nie das geringste umsonst zukommen lassen. Nicht einmal einen „Bierputzer" (Bierschnaps) hatte sie dem Simerl jemals aufgekreidet.

So beschloß der Simerl, mit seinem Schatz auszuwandern. Aber wohin? Seine Wahl fiel auf Zell am Ziller. In dem dortigen stattlichen Löwenwirthaus hatte man ihn vor Jahren einmal umsonst über Nacht behalten und ihm sogar noch ein warmes Abendessen dazu geschenkt. Dort sollte also in dankbarer Erinnerung auch der gute Tag gefeiert werden.

Zu Mittag blieb der Simerl noch im Armenhaus; denn es fiel ihm nicht im Schlaf ein, der Gemeinde eine ganze Portion Brennsuppe und „Erdäpfel in der Montur" zu schenken. Um so besser sollte es ihm dann in Zell schmecken.

Nach dem Mittagessen machte sich der Simerl verstohlen auf den Weg. Es war ein düsterer, kalter Tag draußen. Der ganze Himmel war mit grauen Schneewolken bedeckt. Das verdroß aber den Simerl wenig. Mochte der Himmel seinetwegen das verdrießlichste Gesicht dazu schneiden. Ihm sollte er den heutigen Tag nicht verbittern!

Es war spät am Nachmittag geworden und die Dämmerung bereits eingetreten, als der Simerl, der für sein Alter noch ziemlich rüstig ausschritt, beim „Löwen" in Zell anlangte. Die Bauern kamen von der Kirche, wo die Auferstehungsfeier gerade vorüber war.

Der Simerl trat im Vollbewußtsein seiner Zahlungfähigkeit in die Wirtsstube, die sich von Minute zu Minute mehr füllte.

„Kellnerin, a Halbe Wein, aber an guaten, nit etwa a G'süff!" klopfte er auf den Tisch.

„Schau, daß er für di vielleicht nit guat g'nuag is!" gab ihm die Kellnerin, ein schneidiges Unterinntaler Diandl, zurück.

„Glaubst vielleicht, i hab' koa Geld im Sack!" drehte der Simerl auf. „I bin nit auf der Brennsuppen daherg'schwommen! I kann's beim Kreuzer zahlen auch, was i mir anschaff'!" Dabei warf er den Silbergulden auf den Tisch, daß es nur so klingelte, schob ihn aber gleich darauf wieder ängstlich und hastig in den Sack.

„Ja, was willst denn nachher für an Wein?" fragte die Kellnerin ganz zutunlich. „Soll i dir vielleicht gar an Spezial bringen?"

„Natürlich an Spezial!" entschied der Simerl.

„Heut gibst du's nobel!" ließ ihn ein Bauer an seinem Tisch an, der den Simerl gut kannte. „Hast am End' gar an Haupttreffer in der Lotterie g'macht?"

„Man kann's nit wissen," schmunzelte der Alte ganz verschmitzt und schenkte sich seelenvergnügt von dem Wein ins Glas, den die Kellnerin inzwischen gebracht hatte.

An dem Tisch des Simerl hatte sich bald eine größere Gesellschaft zusammengefunden. Der Bekannte des Armenhäuslers, ein wohlhabender Bauer, der auch eine große Brettersäge besaß, meinte: „Mir scheint, es is nit viel Aussicht vorhanden, daß i mit dir amal a G'schäft mach'!"

„Aha, du meinst, wenn amal a Totentruchen für mi b'stellt werden muß!" lachte der Simerl. „Du, da mach dir ja koa Hoffnung nit drauf! 's Leben g'freut

mi von Tag zu Tag mehr. I glaub' völlig, i bleib' auf der Welt übrig, damit wer da is, der enkre Geldsäck' zählt!"

So gab eine neckische Rede die andere. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Simerl hatte bereits eine riesige Portion gebackenes Kälbernes samt einer Schüssel voll Krautsalat bewältigt und schon die zweite Halbe Wein vor sich stehen. Das ungewohnte Getränk begann ihm gewaltig gegen den Kopf zu steigen. Er wurde „kreuzfidel" und kramte allerhand „Trutzg'sangerln" aus, so daß die ganze Stube ihre Unterhaltung mit dem Alten hatte.

Endlich machte man noch ein „Karterle" (Kartenspiel), einen ordentlichen „Perlagger", bei dem der Simerl dem Sagschneider eine ganze Halbe Wein abgewann. Als er auf diese Weise die dritte Halbe in Angriff nahm, begann es ihm vor den Augen schier etwas „damisch" zu werden.

Draußen schneite es, was es nur vom Himmel herunterbrachte. Man hätte glauben können, morgen sei Weihnachten statt Ostersonntag. Dafür war es in der geräumigen Wirtsstube um so gemütlicher. Die Wirtin hatte in dem großen Kachelofen tüchtig „eingekentet" (eingeheizt) und setzte sich zu ihren Gästen an den Tisch. Die meisten Bauern waren schon heimgegangen. Nur die „Karter" saßen mit dem Simerl noch wie angenagelt zusammen.

Der Simerl gewann einem anderen Bauern noch eine weitere Halbe Wein ab. Wein habe er aber jetzt genug, meinte er. Es wäre ihm lieber, wenn sein Gewinn in Schnaps umgewechselt würde. „Aber a guater muß 's sein! Mindestens a Kranewitter (Wacholderschnaps)!"



Auf diese Weise war es schon fast Mitternacht geworden. Die Perlaggerpartie war auch zu Ende. Einer nach dem anderen verabschiedete sich. Auch der Sagschneider schickte sich heimwärts. Schließlich war der Simerl mit der Wirtin und mit der Kellnerin, die in einer Ecke „napfezte" (einnickte), allein in der Stube.

„So, iatz is 's auch Zeit, daß i mi hoamzapf'!" (heimmache) sagte er. „Kellnerin, zahlen!"

Zu seiner großen und freudigen Ueberraschung erfuhr er jedoch, daß der Sagschneider bereits seine ganze Zeche berichtigt hatte. „Es gibt do no guate Leut' auf der Welt!" erklärte der Simerl gerührt und erhob sich von seinem Stuhl, um die Stubentür zu suchen.

Mit den Worten: „Du wirst do nit bei dem grauslichen Wetter no so an weiten Weg machen wollen!" suchte ihn die Löwenwirtin zurückzuhalten. „Du kannst ja bei uns übernachten!"

„Dös ging' mir ab!" rief der Simerl lustig. „I muß schaun, daß i vor Tagsanbruch hoamlich in mei Armenkeuschen (Armenhaus) z'ruckkomm'! Wenn dö mi in der Fruah nit finden, laßt mi der Vorsteher am End' gar durch'n Nachtwachter austrommeln, ob niemand an Simerl g'funden hat, weil si mi alle mitanander zum Fressen gern haben!"

Sprach's und war bei der Tür draußen. Im Anfang wollte es mit dem Gehwerk nicht sonderlich gelingen. Der Simerl hatte entschieden zu viel aufgeladen. Bevor er das Ende des Dorfes erreichte, purzelte er einigemal in den weichen Schnee, raffte sich aber immer wieder energisch empor. Es war ihm ganz glückselig zumute. Einen prächtigen Tag hatte er gehabt und dabei keinen Kreuzer Geld gebraucht! Was wollte er noch mehr? Den ganzen Gulden trug er noch im Sack!

Holdrioh! Ein heller Juchzer entrang sich der Kehle des Alten. Das war ja heute ein Leben wie im Himmel.

Zu schneien hatte es aufgehört, aber eisig pfiff der Wind von den Fernern. Den Simerl begann es ordentlich zu frieren. Dabei wurde er aber nüchtern und verfolgte ziemlich stetig seinen Weg. Gegen vier Stunden mochte er so im Schnee dahingewatet sein, als er aus der Ferne schon die Umrisse seines Dorfes auftauchen sah.

Jetzt könnte er wohl ein wenig rasten, dachte sich der Simerl, denn er war „hundsmüd'" geworden. Er hatte gerade eine kleine Waldblöße passiert und ließ sich auf einen beschneiten Baumstrunk nieder. Das tat ihm wohl. Er begann ordentlich „auszuschnaufen" von dem weiten Weg. Und kalt war ihm auch lange nicht mehr so. Ein wahres Gefühl der Behaglichkeit war über seine „zerlatterten" (ermüdeten) Knochen gekommen.

Da klang es dem Simerl, als ob aus dem Dorf herauf Glockengeläute zu ihm geflogen käme. „Jessas!" dachte er. „Läuten sie gar schon zur Fruahmeß'! Da mag i schaun, daß i hoamkomm'! Sonst setzt's an Eselssturm ab!"

Er öffnete mühsam die Augen. Die ganze Gegend kam ihm völlig „spanisch" vor. Wenn man ihn auf der Stelle erschlagen hätte, er würde es nicht gewußt haben, ob es noch Nacht oder schon heller Tag sei. Von dem Wald ihm gegenüber ging ein großmächtiger lichter Schein aus, der immer näher auf ihn zukam. Dem Simerl wurde immer ängstlicher zumute. Er wäre am liebsten davongelaufen, wenn er von dem Baumstrunk losgekonnt hätte.

Jetzt vermochte er in dem Lichtschein die Gestalt eines großen Mannes zu unterscheiden, der mit langsamen Schritten auf ihn zuging. Nun stand der Fremde vor ihm. Er trug ein weißes Gewand, das ihm bis an die Knöchel reichte. Unten schien dem Simerl ein goldener Saum um das Gewand zu laufen. Ein wallender Bart und langes, auf die Schultern niederfallendes Haar umrahmten Antlitz und Haupt des Mannes.

Der Simerl erhob sich jetzt und küßte dem Fremden die Hand. „Gelobt sei Jesus Christus!" murmelte er zitternd.

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte der Fremde mit einer klaren Stimme. Und wieder war es, als ob vom Tale herauf ein gewaltiger Glockenklang dränge und mächtig anschwellend die ganze Welt erfüllte.

„Ihr seid's wohl a hochwürdiger Herr?" wagte der Simerl die schüchterne Frage.

„Ich bin dein Herr!" erwiderte der Fremde schlicht.

„Ihr seid's wohl nit von da daheim?" fragte der Alte wieder. „Wia kommt's denn in dö Gegend?"

„Ich bin von den Toten auferstanden und bringe dir den Frieden!" ließ sich die Stimme des Fremden vernehmen, dessen Gestalt unter den Waldbäumen zu wachsen schien ins Unendliche.

Ein heftiges Zittern befiel den Armenhäusler. Er sank auf die Knie und streckte die Hände flehend zu der lichten Gestalt vor ihm empor. „Mein Gott! Mein Gott! brachte er mit halb erstickter Stimme hervor. „Nachher seid's Ihr ja unser Herr selber! Und i hab' die Fruahmess' versäumt! Und statt z' beten, bin i im Wirtshaus g'hockt! I bin do recht a elendiger Mensch!" Der Simerl brach in ein bitterliches Weinen aus.

Da faßte ihn der Fremde an der Hand und zog ihn empor und sprach zu ihm, daß es der Alte fassen konnte: „Simerl, sei nicht verzagt. Deinen guten Tag auf der Welt hast du eingebracht. Willst du jetzt nicht mit mir kommen?"

„Unser lieber Herr und Gott! Ihr wollt's mi mitnehmen, mi tadelhaftigen Menschen! So guat seid's mit mir — und i weiß nit, wia i's verdian!" schluchzte der Alte. „I bin ja nia was g'wesen und hab' ja nia was ausg'richt't auf derer Welt herunten! I bin ja meiner Lebtag' grad' so a verlornes Schaf g'wesen!"

vom
Schusterseppel



Liebe Leit.

Mir christkatholische Leit sein gude Katholike und mir tun alles holte, die zehn Gebote von der Kerch, das Glaubensbekenntnis, die sieben Hauptsienden, die Fast und auch den Sunntag woraus der Mensch sehen kann, daß mir das Alte schätzen tun. Aus soller Ursach hen mir auch unnerschiedlich Sitten und Gebreich was mir von unsre Väter geerbt hen und was mir uns selbst im Schweiße von unsrem Angesicht uffgebaut hen. Der Mensch muß was hobe wo daß er druff stehn tut vonwege weil er sonsten versinke tut in die viele Schlechtigkeitigkeiten von unsre Welt was net gut is vonwege weil mir doch sebst schon plenty Schlechtigkeite hen.

Unter unsre Sitten und Gebreich hen mir auch den rink. Mir hen unnerschiedliche rinks wie zum Beispiel den beaf rink, den party rink, den Josephsrink und den Schnapsrink was weller Schnapsrink jetz ober veschwunne is vonwege weil die police arg hinner unsren ehrlichen homebrew her is und mir ihn nur noch in gallons ober net in barells in der barn und im Stroh holte können worieber mir sehr wenig satisfaction in unsre ehrliche Herzen hen vonwege weil der Mensch doch seine Gerechtigkeit hobe muß.

Jetzen will ich Eich eimol alles vorstelle wie sich das mit die rinks verholte tut vonwege weil mir doch daas Alte bewahre solln und auch uffschreibe fier um es der nächsten generation zu hinterlasse. Also jetzen zu die rinks.

Do is erschtens und in the first place wie man richtig soge tut der beaf rink was ein Stier is oder ein weibliches Rind was mir schlachte tun. Bevor daß mir selles Vieh ober kaputtschloge tun mir uns zusamme. Ober mir tun uns net alle zusamme vonwege weil ein Stier doch net fier alle katholische Leit in unsrer country ausreiche tut und net eimol fier eine Gemand genug is. Mir tun uns nur unner die Nachborsleit zusamme, wo mir net im Streit unnereinanner sein. Wo ein Streit is gibts kein beaf rink net vonwege weil mir dem Nachbor in soller Zeit net eimol den Schwanz vom

---

„Ich bin der gute Hirt! Und die Letzten werden die Ersten sein!" ertönte da wieder die Stimme des Fremden. Der Alte ging mit gesenktem Haupt mit. Es war ihm so friedlich und still im Herzen geworden. So gut und so feierlich hatte sein ganzes Leben lang noch niemand zu ihm gesprochen.

Und sie wanderten den Berg aufwärts — ins Unendliche — viel weiter, als Menschenfüße tragen — drunten im Dorf aber läutete es zur Wandlung bei der Frühmesse am Ostersonntag. —

Ausgetrommelt haben sie den Simerl nicht, als man ihn nicht mehr im Armenhaus traf. Aber schon am Vormittag des Ostersonntags fand man ihn tot am Waldrand droben. Der herbeigeholte Gemeindearzt von Fügen im Zillertal konstatierte einen Herzschlag. Der fremde Maler war auch dabei, als man den alten Armenhäusler brachte.

Da man den Silbergulden beim Simerl fand, meinte einer: „Dös is grad' a Trinkgeld für'n Totengräber!"

„Nix da!" entschied der Armenvater. „Dafür lassen wir dem Simerl a Meß' lesen! Er wird's notwendig g'nuag brauchen können!"

Stier anwünsche ober daß er verhungre soll, der ludrige. So sein mir und do gibts keine exception net fier den beaf rink. Der beaf rink is nur fier die was Freind mit einanner sein und manchmol kummt die Feindschoft gleich beim beaf rink vonwege weil die Weibsleit von uns ehrliche Mannsleit net immer zufriede sein mit die Fleischstieckel was mir vom beaf rink hambringe.

„De schau", tut die Mary soge, „mir hen das beschte, ober auch das ganz beschte Stieck geschlocht, und der Joe geht her und schlocht das Viech dohier was älter sein tut als die model T cars. So eine Schand! Desch is Habsucht! Ober wart's nur, lieber Mann, mein Schwoger hot die alte Kuh was noch von der Mutter is. Die werd gekauft und geschlocht wenn unsre turn kommt vonwege weil ich es net stände kann was die Nachbarsleit tun."

Und die Catharina schimpft: „Was? Desch hast hamgebrocht? Hast denn keine Auge net im Kopf? Desch is doch kein Fleisch net? Desch is grod gut genug fier die Hund. Manst ich werd beaf-Fett esse wo ich die Gallstein hob? Warum hoft nix net von die Hinnerschunke gebrocht? Wenn mir schlochte tun, bin ich immer die erschte wo die Hinnerschunke und alles Beschte hergebe tut, wenn ober die anre Leit schlochte, dann gibts Rippen und nix net dran. Ober, was kann man expecten wenn man so eine Mannsperson geheirot hot was net uf das Fleisch uffpasse tut ober uf das Trinke!"

Die Margarete schiempft noch anners, die Rosa und eie Helen noch viel ärger und die Mannsleit sein net zufriede.

Manchmol tut es ober auch mit dem beaf rink gut schoffe vonwege weil mir gut unnereinanner auskomme was ober net ganz wohr is vonwege weil immer eine Streitigkeit uffkomme tut was ober net gleich geschieht sondern erscht wenn man daham is werd gekritisized. Sonschten ober schlochte mir unsere Stiers und weibliche Rinder in Frieden und mir sein gliecklich daß mir fier uf den Summer Flasch hen und auch gude company beim Schlochte.

Jetzen kommt der Schnapsrink was net mehr so ganz richtig bestehe tut vonwege weil mir uns keine gallons mehr ordren könne. Solles hen mir vor viele Johre getan als die Welt noch gerechter gewest is und keine prohibition fier uns ehrliche Farmers g'hat hot. Ich tu immer soge: Was tut sich der government immer in unser Familienleben hineinmixe? Mir hen unsre Weiber was von der Natur geben sein um uns Mannsleit vonwege das Trinke ein piece von ihre mind zu gebe und mir breichen keine prohibition vom government net vonwege weil der Mensch net zu viel Feinde stände kann. Das Weib is genug und da breicht das government net zu komme und uns zu soge wie viel daß mir trinke derfen und wieviel net vonwege weil mir das schon von unsre Weiber wisse und es helft doch nix.

Ober Schnapsrink is so gewest: Die Mannsleit hen ihre dolars z'sammengebe und dann hen sie einen ausgepickt wo was schreibe kann vonwege weil eine order geschrieben sein mußt. Uf soller Order hen mir geordret: Please send ein gallon rye. Und mir hen's g'kriegt, von any liquor store hen mir's g'kriegt weil soller mole noch keine prohition net gewest is ober die Welt hot an die Ehrlichkeit von uns Farmer geglaubt und man hat uns getrusted.

Wenn der gallon oder die kleine barrel komme wor, sein mir Mannsleit auch z'sammekomme und hen bottles mitgebrocht. So viel wie der Mensch gezohlt hot fier uf den Schapsrink so viel hot er bekomme. Und wenn Jeberschuß gewest is, hen mir g'sogt: Solle Company is gut. Die muß unnerstiezt werde vonwege den Jeberschuß und mir werde wieder ordre. Mir hen ja gut gewießt vonwege weil unsre Weibsleit uns ufgeklärt hen daß soller Jeberschuß kein rye net is ober Wasser wo die Company h'eingiesse tut ober mir hen gut gefiehlt und hen den Jeberschuß arg gegliече. Was der Jeberschuß gewest is hen mir verteilt und gleich uf dem Schnapsrink getrunke was uns sehr heiter gemocht hot. Uf solle Heiterkeit hen mir denn noch jeder eine Flasche gespend und es is auch schon vorkomme, daß mir von unsrem Schnapsrink ohne Schnaps hamkomme sein was der Poter aber net gegliече hot vonwege weil es unchristliche Seiferei gewest is was ich zugebe muß.

Jetzen tun mir solles net mehr vonwege weil mir uns kein barrel und kein gallon mehr ordren können aus was weller Ursach mir auch mit dem Trinke christlicher geworde sein denn mir hen unner uns beschlosse daß das government zu viel chargen tut fier seinen rye und solles kann kein ehrlicher Mann, was sich sein Brot im Schweiße seines Angesichtes verdienen muß, net unnerstietze. Aus soller Ursach tun mir den Government in seine liquorstores net mehr arg unnerstietze weil es zu

teier is und mir kein Geld net hen fier uf ein barrel rye.

Mir tun ober uf unsre Weis und in unsre ways protest dogegen ausüben indem daß mir uns selbst brennen und homegebrewte gut uffhebe daß kein Mounty net es finne kann vonwege weil man dann Strof zohle muß. Mir tun gudes Zeug brenne, desch wiesse mir, und net jeder kann es stände indem weil man ein Mann sein muß um unser homegebrewtes zu stände. Und desch is unser Stolz daß mir Männer sein wo genau wiesse was Ungerechtigkeit is und was net gerecht is und gefightet werde muß. Mir hen heitzutag keine Schnapsrink net mehr denn die Zeiten sein verdorbe und jeder mocht sich daham sein eigenes Zeig was sehr interessantis indem daß es bei jedem Nachbor anners schmeckt.

Unser Poter, was ein Mann is wo Bildung hot und sich auf unnerschiedliche Dinge auskenne tut, tut auch uf unsre Hochzeit und parties komme. Mir wiesse ja daß er net trinke tut was mir brewen ober man muß doch polite sein aus weller Ursach mir dem Poter alle mol ein Glas hinholte und soge: Trinks, Poter, desch is net scharf. Der Poter ober sagt ieber uns: Trinkts nur Ihr und die anre Mannsleit zuerscht was welle invitation mir auch gut befolge vonwege weil der Mensch uf den Poter hören soll was ein gudes Beispiel is fier unsre Jugend was in große Gefohr is. Wenn mir dann trinke sagt der Poter: Was tut's ihr denn fier G'sichter moche? Tut's ihr coaloil trinke?

Und dann tun mir werklich net wiesse was mir soge solln vonwege weil mir keinen net beleidigen wolln, den Poter net, und auch den Nachbor net wo uns den drink gebe hot. Der Poter weiß halt net besser denn was mir trinke is kein coaloil net aber anständiger Schnaps was ein protest is gegen die prohibition und wo nur ein Mann stände kann ober kein Studierter net wo doch keine raue Orbeit net gewöhnt is und keinen juse net hot fier was rough is. Der Poter sogt immer: Leit, desch is net fier eich, desch mießt ihr uffgebe vonwege den cancer. Ober der Baster Michel wo mein Nachbor is hot den Beweis uffgebrocht wie daß homebrew den cancer curen tut indem daß er brennt und selbst der cancer kaputtgeht. Solles will der Poter ober net glaube und der Baster Michel hot g'sogt er soll den Doktor froge wo der Poter sich ober net einigt zu tun vonwege weil er den Doktor gut kennt. Der Poter sogt das Government hot noch nix net g'sogt von diese cancer cure und die Doktors auch noch net. Ober, liebe Leit, das Government kenne mir schon und es is ewige Feindschaft zwischen dem Government und unsren homebrew vonwege das schlechte business in die liquorstores wo das mir das Government net mehr unnerstietzen weil mir protesten.

Der Poter hot ober doch recht, was zu viel is is zu viel und nächstes mol werd ich vom Josephstrink und vom partytrink verzähle indem daß ich jetzt schließe und eich alle vielmols grieße wo ich bin in Treie

Eier Schusterseppel.

Die Himmel künden Gottes Herrlichkeit,

des Himmels Feste macht die
Werke Seiner Hände kund.
Die Botschaft flüstert zu der
Tag dem Tage,
die Nacht der Nacht
die Kunde weiter gibt.
Nicht Reden sind das
und nicht Worte,
du hörst nicht ihren Klang.
Und doch, in alle Welt
dringt hin ihr Schall,
bis an der Erde Grenzen
ihre Kunde.

Der Sonne hat am Himmel
Er ein Zelt gebaut;
sie schreitet wie ein Bräutigam
aus dem Gemach.
Und wie ein Held frohlockend
Durchläuft sie ihre Bahn.
Von einem End des Himmels
geht sie aus,
und eilt in ihrem Lauf
zum andern.
Nichts kann sich ihrer Glut
entziehn.

Untadelig ist des Herrn Gesetz,
und herzerquickend;
Sein Zeugnis ohne Trug,
der Einfalt gibt es Weisheit.
Gerecht sind Seine Rechtssprüche, herzerfreuend;
voll Licht ist Sein Gebot
macht hell das Auge.
Das Wort des Herrn ist heilig,
währt in Ewigkeit;
wahr sind des Herrn Gesetze
wohl bewährt in sich.

Psalm 18

Die Heiratsprobe

von Antonie v. Tänzl

So ging es nicht mehr weiter —der Hirschenbauer sah das vollständig ein. Er mußte unbedingt wieder heiraten, der Kinder wegen, obwohl er seine tote Walburg nicht vergessen konnte. Der Hansl stellte jeden Tag etwas an und die Mathild und die Traudl tobten wie die Gassenbuben herum. Selbst der dreijährige Friedl war nicht mehr zu bändigen. So ging es nicht mehr weiter. Die Kinder brauchten eine Mutter.

Aber die Wahl einer Frau machte dem Bauern Kopfzerbrechen. Am Werktag kam er aus Hof und Arbeit nicht heraus, und am Sonntag schmauchte man sein Pfeifchen mit den Nachbarn beim Sonnenwirt. Es blieb keine Zeit für ihn, sich nach dem Weibsvolk umzusehen.



Frühlingsblumen.

Der Herr Pfarrer mußte helfen; der blickte allen Jungfern und Dirndl bis ins Herz hinein und konnte ihm sicher etwas verraten. „Ich schau net aufs Geld und die Aussteuer", sagte der Bauer, als er dem Pfarrherrn sein Anliegen vortrug, „aber ich such' a wahrhaft gute Mutter". „Hm", meinte der hochw. Herr, „da wäre z. B. die Schneider Sofie, geht mit der Nadel leicht um und sonst ein braves Mädel. Könnt' dir auch die Moni vom Schreinerbauern empfehlen, ein bischen eitel; ich hörte weiter nichts Nachteiliges von ihr. Die Schuster Rosl stünde dir im Alter am nächsten, die Schönheit plagt das Mädchen freilich nicht und dabei arm wie eine Kirchenmaus." „Mein Dank, Herr Pfarrer", nickte der Bauer, „da hätt' ich ja die schönste Auswahl beinand.—Ich will die Mädchen zuvor prüfen und die mir als die best' Mutter erscheint, die wird meine Frau." Dabei lächelte der Hirschenbauer verschmitzt und eilte nach Hause.

Am nächsten Sonntag duftete es herrlich nach Schmalz und Kücheln am Hirschenhof. Die Babett trug eben den Kaffee in der goldumränderten Kanne auf, weil die Schneider Sofie zu Besuch kam. „Greif zu, Sofie", ermunterte der Bauer seinen Gast, als sie auf dem einzigen Stuhl Platz nahm. Drei Kinder balgten sich auf den Bänken umher. „So was Gut's", meinte die Sofie, „gab's seit dem Tod der Mutter nicht mehr bei uns". Und mit ihren zerstochenen Fingern zerriß sie einen Küchel um den andern. Man diskutierte über dies und jenes, als die Babett eintraf und rief: „die Mathild hat sich den Fuß verstaucht, grad flennen tut das Kind zum Erbarmen". „O mei, bei Kindern passiert jeden Tag was anderes",

sagte die Sofie seelenruhig und zerriß den 6. Küchel. Sie ließ sich nicht im geringsten in ihrem Schmaus stören. „Reib's einstweilen mit dem Ameisengeist ein" wandte sich der Bauer zur Magd. Als die Schüssel leer war, verabschiedete sich die Sofie und—bekam ein Bündel Kleider zum Ausbessern mit. „Die hat's verspielt", murmelte der Bauer und lud die Moni für nächsten Sonntag ein.

Die dreißigjährige Moni lugte schon lang nach einem Manne aus; sie durfte nicht allzuviel vom Leben erwarten, denn der Hof ihres Vaters galt als stark verschuldet. Vielleicht brachte der Sonntag eine günstige Gelegenheit—der Hirschenhof behagte der Moni nicht übel. Sie putzte und richtete sich und sah 10 mal in den Spiegel, ob sie dem Bauern gefallen könnte und machte sich mit süßer Miene auf den Weg.

Man unterhielt sich wieder im Herschenhof bei Kaffee und Küchel und die Moni lobte alles über den Schellenkönig. Der Bauer merkte gleich, wo das Mädchen hinaus wollte und lachte nur heimlich: wird die aufgedonnerte Gretl die Probe bestehen? Man schenkte sich die zweite Tasse ein, als die Babett mit der Nachricht dazwischenfuhr, daß die Mathild die Stiege heruntergefallen war und sich am Fuße verletzte. — „Grad flennen tut das Kind zum Erbarmen", beteuerte die Magd mitleidig. „O je" lachte die Moni, „Kinder flennen gleich wie ein überfließends Bachl und bedeut net viel". Dabei streifte ihr Blick die übrigen drei, die sich mit den Schmalznudeln vergnügten. Vier Rangen — das langt, dachte sie und schluckte ein großes Stück Küchel mit dieser Erkenntnis wie eine bittere Pille hinunter. „Mach einstweilen an kalten Umschlag, bis ich komm", befahl der Bauer. Die Moni schenkte sich indessen die dritte Tasse ein und versicherte, schon lang hätte ihr kein Nachmittagskaffee so köstlich geschmeckt. „Hat auch verloren", brummte der Bauer, als das Mädchen mit überschwenglichen Dankesworten den Hof verließ.

Nun blieb dem Hirschenbauer keine Wahl mehr: die arme, häßliche Rosl saß am nächsten Sonntag im Hirschenhof. Sie getraute sich mit ihren schwieligen Händen kaum einen Küchel zu nehmen. Wird halt a Magd brauchen, der Bauer, dachte das Mädchen, weil sie sich diese Ehre nicht anders zu erklären wußte. Die Kartoffelnase und der breite Mund waren wirklich nicht schön, aber in den braunen Augen der Rosl lag ein warmer Glanz, über den man ihr übriges Aeußere vergaß.

Der Bauer schob seinem Gast eine Nudel um die andere zu, als die Babett die friedliche Kaffeestunde unterbrach: „Die Mathild is von der Leiter g'sprungen, sie flennt zum Erbarmen wegen ihrer wehen Füß!" „Was d' net sagst", meinte die Rosl erschrocken und sprang auf; „da müssen ma zugreifen und helfen". „Weißt du an Rat"? frug der Bauer. „Freilich", erklärte die Rosl wichtig, „hab von der Großmutter manches erlernt. Legen ma glei Huflattigblätter auf den Fuß, der nimmt ihm alle Hitzen". „Hm ja, Huflattig, wo findst den so schnell?" „Laß mir nur machen", beschwichtigte die Rosl den Bauern, und ehe er sich's versah, eilte sie in den Obstgarten und suchte nach dem Heilkraut. Die läßt den besten Kaffee und alles im Stich um der Kinder willen, dachte der Bauer — die wird eine gute Mutter!

Bald kehrte die Rosl mit einer Handvoll Huflattich zurück und legte ihn sorgfältig auf Mathildens Füße. Dabei leuchtete in ihren braunen Augen jenes warme Licht, das dem Bauern alle Häßlichkeit vergessen ließ.

Die Rosl hatte die Probe bestanden. In vier Wochen führte der Hirschenbauer das erstaunte Mädchen als seine Frau heim und außer dem Herrn Pfarrer erfuhr niemand, was den Ausschlag zu dieser Wahl gegeben.

Die Eroberung des Weltraumes

Die Eroberung des Weltraumes durch Raketenschiffe dürfte nach geologischen Grundsätzen für den Menschen ein nie erreichbares Ziel bleiben. Die Grenzen der Muskelkraft des menschlichen Herzens sowie die Widerstandskraft der Blutgefäße bilden ein unüberwindliches Hindernis, denn die Veränderung der Gravitations- und Luftdruckbedingungen ist für die menschlichen Organe unerträglich.

Das Lob

„Heute hat mich der Lehrer vor der ganzen Klasse gelobt!" erzählt Peter zu Hause. „So? Was hat er denn gesagt?" freut sich die Mutter.

„Nun, er sagte, wir wären alle miteinander richtige Esel, und ich wäre der größte!"

Das Meisterstueck

von Reimmichl.

Der Happen-Much von Grünhuben tat schwer mit Heiraten. Er besaß einen schönen Bauernhof, Geld dazu, war aber schon vierzig Jahre alt und noch immer ohne Weib. Mit den heiratsfähigen Weibsleuten hatte er es so: eine jede mochte er nicht, und die meisten bekam er nicht; denn er war borstig wie ein Igel, gleim wie ein Wasen, in seinen Tun und Lassen ein filziger Klemmer. Endlich brachte er es doch dahin, daß ihm eine auf den Leim ging, und zwar eine Haufftochter, namens Gretl. Am Karsamstag machten es die beiden richtig, an den zwei Ostertagen und am Weißen Sonntag sollten sie verkündet werden, auf den Dienstag nachher ward die Hochzeit festgesetzt. Der Much trieb zur Eile, damit der Handel keine Zeit habe, rückgängig werden. Es war auch kein Hindernis da als einzig die Gewandung, will sagen das hochzeitliche Kleid des Bräutigams. Zwar hatte der Happ mehrere Anzüge, darunter einen fast neuen, aber alle waren von lichter Farbe. Einen dunklen Anzug hatte sich der Much sein Lebtag nie angeschafft, denn ein solcher mußte viel gebürstet werden und nützte sich daher schnell ab. Für die Hochzeit mußte der Happ aber doch einen schwarzen Anzug haben, denn es hätten ihn die Kühe ausgelacht, und die Gretl wäre ihm noch im letzten Augenblick davongelaufen, wenn er in weißer, gelber oder roter Farbe zum Altar hätte gehen wollen. Aber ein schwarzer Anzug kostete Geld, und Geld gab der Much unlieber her als sein Herz. Eine Zeitlang dachte er hin, und eine Zeitlang her, wie in dieser Not zu helfen wär'. Endlich fiel ihm ein, daß sein Vater schwarze Kleider habe, die ihm passen könnten. Der alte Happenbauer war auch der Ansicht, es sei schade, sich für einen einzigen Tag neue Kleider anzuschaffen, und half dem Sohne gern aus. Nun hatte der Vater wohl einen schwarzen Rock und eine schwarze Weste, die dem Much paßten, aber eine schwarze Hose hatte auch der Alte nicht. Es blieb also nichts übrig, als sich wenigstens eine neue Hose schwarzer Färbung machen zu lassen. Am Osterdienstag ging der Bräutigam zum Schneider Christl nach Platzen (denn in Grünhuben war kein Schneider) und ließ sich eine neue Hose messen. Er feilschte eine Zeitlang um den Preis, trug auch dem Schneider bei Leib und Leben auf, daß die Hose bis Samstag abends bestimmt fertig werde. So lange Frist brauchte er gar nicht, versicherte der Schneider, am Freitag abends werde er spätestens die Pantalons schicken. Wohlgemut trabte der Hochzeiter heimwärts und überrechnete den Gewinn, der durch Ersparung von Rock und Weste herausschaute.

Der Freitag kam, aber die Hose kam nicht. Auch der Samstag brachte keine Hose. Der Much tat wild und wetterte über den „Lungenschneider"; allein die Stunde Weges nach Platzen hinaus war ihm zu weit, auch reuten ihn die Schuhe, und so beschloß er, noch den Montag abzuwarten. Am Montag mußte die Hose doch sicher kommen; der Schneider wußte ja, daß er, der Much, am Dienstag Hochzeit hatte.

Aber auch der ganze Montag verging und die Hose blieb aus. Als der Abend hereindunkelte, litt es den Much nicht mehr daheim. Er stürmte wie ein feuersprühender Löwe nach Platzen, um den Schneider aufzufressen. Dieser bügelte soeben einen Herrenrock, als der Bräutigam ins Haus fiel und ihn wütend anbellte:

„Wo ist meine Hose?"

„Alle guten Geister!" stöhnte der Schneider und sank halbohnmächtig auf einen Stuhl.

Er hatte in der vergangenen Woche so viele Kinderkleider zu machen gehabt, auch hatte es ihn ein bißchen gewurmt, daß der Bräutigam bloß eine Hose und nicht einen ganzen Anzug herstellen ließ, und so hatte er auf Hose vollständig vergessen. Der Happ roch sofort den Braten und schrie noch grimmiger:

„Hast es vergessen? . . . Du Himmel-Herrschafts-Schneider, ich reiß dir die Haren aus!"

Nun richtete sich das arme Meisterlein ein wenig in die Höhe und sagte flehend:

„Sei so gut und mach' mich nicht konfus. Ich hab' Arbeit ganze Berge, und alle Leute drängen, der Trubel geht mir Tag und Nacht durch den Kopf, und eine Hose allein vergißt man so leicht; aber nur nicht verzagt, es wird alles noch recht! Jetzt gleich geh' ich daran, ich arbeit' die ganze Nacht, die Frau und die Tochter helfen mit, wir arbeiten mit zwei Maschienen. Bis morgen beim ersten Grauen ist die Hose fertig."

„Die Hudlerei wird auch was Schönes abgeben! Weißt du, Sack will ich keinen, ich will eine Hose," lärmte der Much.

„Gewiß, eine feine Hose," beteuerte das Schneiderlein, „elegante Pantalons, wie angegossen, ein Fahrrad, in einer Viertelstun gemacht worden ist . . . Ich bring' sie morgen selbst hinüber, hab' ja ein Fahrrad, in einer Virtelstunde bin ich drüben, mein Radl läuft flott — in der ersten Morgenfrüh' komm' ich mit der Hosen, mit den feinen Pantalons."

„Wenn du zu spät kommst, Schneider," donnerte der Much, „dann häng' ich dich auf, ich schlag' dir alle Knochen zu Teig."

„Gewiß nicht, gewiß nicht! Wenn ich etwas einmal sag', dann hat's Fundament, dann steht's fest wie ein Haus! Kannst dich verlassen," bebberte das Schneiderlein; sein Bedränger aber rumpelte ohne Abschiedsgruß zur Türe hinaus.

Nun arbeiteten sechs Hände die ganze Nacht hindurch, daß ihnen die Finger brannten. Aber mancherlei Hindernisse verzögerten die Arbeit, die Nadeln brachen, das Petroleum ging aus, und so wurde trotz aller Eile die Hose erst um sieben Uhr morgens fertig. Und um acht Uhr sollte das Brautpaar feierlich zur Kirche geleitet werden. Fiebernd bügelte der Schneider Christl das neue Kleidungsstück, dann schlug er es hastig in ein gelbes Packpapier, band es mit Spagat zusammen und befestigte das Paket hinten unter dem Sattel seines Fahrrades. Er selbst sprang dann blitzschnell auf das Rad und wirbelte wie der Wind über die Straße hin, so daß Rad und Schneiderlein einer jagenden Staubwolke glichen. Punkt halb acht Uhr stieg der Schneider schweißgebadet vor dem Happenhofe vom Rad. Droben durch ein Kammerfenster fuhren zwei geballte Fäuste heraus, und eine tobende Stimme schrie:

„Du Himmel-Herrschafts! . . . Du verdammter Krautsschneider!"

Meister Christl griff rasch nach dem Sattel . . . aber — alle heiligen Nothelfer—das Paket unter dem Sattel war verschwunden . . . er hatte es auf der rasenden Fahrt herwärts verloren. Einen Augenblick stand der Schneider wie betäubt an der Türschwelle, dann wurde ihm klar, er müsse das Verlorene so rasch als möglich suchen. Das Rad herumdrehen und sich hinaufschwingen war eins, und das Schneiderlein radelte wieder den gekommenen Weg pfeilschnell zurück, immerfort an der Straße nach rechts und links scharf ausspähend. Auf halbem Wege nach Platzen begegnete ihm ein Handwerksbursch in einem zerfransten Wettermantel und mit einem zerkrempelten Hut auf dem Kopf. Unter dem Arm trug der Wanderer sein gelbes Paket, das der Schneider gleich als das verlorene mit der neuen Hose erkannte. Er hüpfte wie ein Frosch vom Rade und stellte den Gesell mit der Frage:

„Guter Mann, haben Sie das Paket gefunden?"

„Jawohl," sagte der andere verdutzt.

„Das Paket hab' ich verloren."

„Das kann ein jeder sagen."

„Aber ums Himmels willen, so geben Sie's doch her. Ich hab' fürchterliche Eile. Es gehört für einen Bräutigam, der in einer Viertelstunde zur Trauung soll. Horchen Sie doch! Das ist schon die Musik und der Pöllerknall, sie holen schon die Braut ab, und vom Bräutigam die Hochzeitshose ist da drinnen im Paket — eine neue, schwarze Hose, elegante Pantalons."

„Das stimmt," erwiderte der Wanderbursch grell auflachend; aber ich will meinen Finderlohn haben. Unter drei Gulden tu' ich's nicht."

„Ums Himmelswillen," das ist viel zu viel," kreischte das Meisterlein, „die ganze Hose kostet ja nicht mehr als sechs Gulden."

„Aber für den Bräutigam ist die Hose gegenwärtig mehr als hundert Gulden wert. — Drei Gulden Finderlohn, sonst trag' ich die Hose zum Landgericht!' erklärte der Stromer.

Verzweifelt griff der Schneider in die Tasche. Zu allem Glück hatte er Geld bei sich. Er zahlte die drei Gulden, nahm das Paket, hängte es jetzt vorn an die Lenkstange und radelte wieder aus Leibeskräften nach Grünhuben. Als er den Happenhof erreichte, kam gerade die Musikkapelle durch die Gasse herab. — — — Taratam, taratam, taratam tam tam — tschin bum, tschin bum, tschin bum — — — zu gleicher Zeit stürzten der Bräutigam und sein Vater durch die Tür heraus, rissen den Schneider bei Haar und Ohren vom Rade und zerrten ihn samt seinem Rad ins Haus hinein. Der Meister Christl aber schrie:

„Verzeihung! Verzeihung! — Laßt mich, ich kann nicht helfen! Hab' das Packl verloren und mußt' es erst wieder suchen . . . Es sind elegante Pantalons — ein Meisterstück! — Feine Hosen! Feine Hosen!"

Unter Schelten und Stoßen wurde das Schneiderlein mit seinem Paket in die Kammer hinein bugsiert. Dort eröffnete es mit zitternden Händen das gelbe Pa-

pier . . . Aber Entsetzen! — Alle guten Geister! — — — Nicht die schwarze, neue Hochzeitshose kam zum Vorschein, sondern eine fürchterlich zerflickte alte Handwerksburschenhosen von lehmgelber Farbe mit zwei Lederkappen an den Knien und einem breiten, aufgenähten, blauen Fleck auf der Schattenseite. Einen Augenblick standen alle drei wie verzaubert, dann begannen die zwei Happenhofer, der alte und der junge, wie närrisch auf den armen Schneider loszudreschen, und brüllten dazu:

„Du verhagelter Lausschneider!" — „Du bockdürre Kreatur!" — „Du Fadenbeißer, du hungriger!" — „Wir werden dir deine Spergamenten, deine Lumpereien . . . ."

Weiter hörte man nichts, denn die Musik drunten vor dem Hause fiel ein: Taratam, taratam — tschin bum, tschin bum. — Sie hatte noch nicht den halben Marsch gespielt, da kamen im mächtigen Schwung drei Dinge zur Haustür herausgeflogen: zuerst der Schneider dann sein Fahrrad und zuletzt die Handwerksburschenhose . . . Zu gleicher Zeit aber trat der Brautführer in das Haus und mahnte:

„Macht doch vorwärts, die Braut wird ungeduldig!" Wo bist du, Much? Alles wartet schon, zusammenläuten tut's auch, schleun' dich, schleun' dich!"

Da kam aus dem Gaden halb zornig, halb weinerlich eine Stimme:

„Ich hab' keine Hose! — Der verdammte Krautsschneider, der Ellenreiter hat mich sitzen lassen."

Wie ein Lauffeuer ging es durch die versammelten Hochzeitsgäste: „Der Bräutigam hat keine Hose! — Der Bräutigam hat keine Hose!" und es gab ein unendliches Gelächter. Die Braut schämte sich so sehr, daß sie in selbiger Stunde die Hochzeit rückgängig machte und dem Bräutigam für immer absagte. Die beiden Happenhofer schäumten vor Wut und rumorten wie Bullenbeißer im Hause herum, das Schneiderlein radelte ohrwaschelhängend im Schneckentempo heimzu nach Platzen und erweckte aufrichtige Reue um die feinen Pantalons, aber fast noch mehr um die drei Gulden. — Auf einem Seitenweg taleinwärts trabte rüstig ein Handwerksbursch, der seinen Wettermantel weit auseinandergeschlagen hatte, weil er glaubte, die Hochzeitshose jetzt nicht mehr verbergen zu müssen. Indes ereilte auch den Spitzbuben das Verhängnis. Die drei Gulden im Hochzeitshosensack wären sehr unruhig, zogen und zwängten und gaben nicht nach, bis er sich in ein Straßenwirtshäuschen hineinzerren ließ. Dort trank er sich einen Papagei an, der sehr gesprächig wurde und allmählich Dinge ausplauderte, die nicht für die Oeffentlichkeit gehörten. Zum Ueberfluß kam noch ein Gendarm in das Gasthäuschen, dem man die Reden des Papageis vermeldete, die feine Hochzeitshose neben der Stromergarnitur machte sich auch verdächtig, und so nahm der Gendarm kurzer Hand den Mann samt der Hose mit sich zum Landgericht, wo der Handel schnell aufgedeckt wurde. Der Weltwanderer erhielt drei Wochen Zeit zum Nachdenken, daß es nicht angehe, sich ohne weiteres in gefundenen Hosen einzubürgern und dafür noch ein Trinkgeld zu nehmen.

Nun Weiss Ich's

Wüsst ich nicht um Deine Güte,
wär's um mich geschehn.
Ich wär schwach und stumpf und müde,
möchte nimmer gehn.

Wüsst ich nicht um Deine Liebe,
wär ich lieber tot.
Was ich hätte, was mir bliebe:
Steine anstatt Brot.

Wüsst ich nicht um Deine Treue,
wär's um mich getan —
Doch nun weiss ich's und ich freue
täglich mich daran.

Ja, nun weiss ich's und ich danke
Dir aus Herzensgrund:
was mich quält, woran ich kranke,
wird in Dir gesund.

Was mich ängstigt und befehdet,
wird vor Dir zu Nichts —
Aber wenn mein Glaube betet,
braust der Sturm des Lichts.

Max Rössler

Nimm den rechten Schaecher

Unsrer Herkunft Wesen,
unsrer Zukunft Sein:
Lass uns all genesen
von der Erde Pein.

Kummervolle Stunde,
armen Hoffens Bild:
Stillen Duldens Wunde,
stummen Leidens Schild.

Vaters Haus verfallen,
Mutters Hort ein Grab:
Wunden Sinns wir wallen
ohne Wehr und Stab.

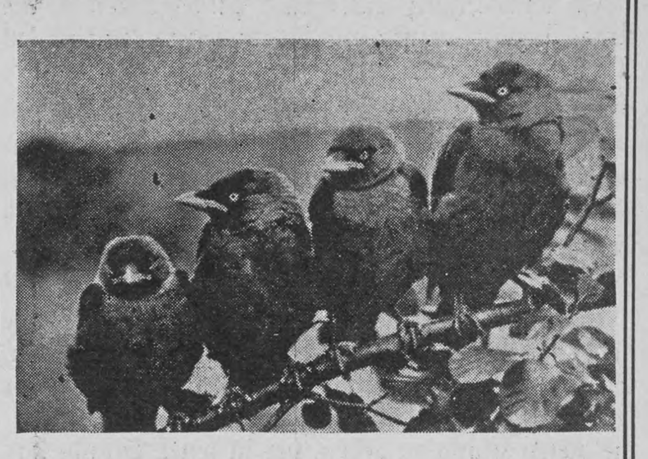
Sieh, o lichter Rächer,
dieses Jammers Braut:
Nimm den rechten Schächer
der auf Dich vertraut.

Nimm in Dein Erbarmen,
der Dich nackend ruft
aus des Elends armer,
banger Totengruft.

Hans Dennhöfer

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

„Gib ihr das, liebes Kind. Um Himmelswillen, vergiß es nicht, und vergiß mich nicht!"

Immer enger umdrängten die Leute die verängstigten Mädchen. Franz suchte den Weg für die Mädchen frei zu machen.

Jose machte dem Gedränge ein Ende:

„Leute, wir müssen gehen!", brüllte er, „laßt die Kinder durch!"

Die Leute gehorchten sofort. Sie schoben sich auseinander, verteilten sich in drei Gruppen, die je zu beiden Seiten der Kinder und hinter den Kindern daherwallten. Jose führte mit ernster Miene die Gruppe. Als er sah, das alles nach Ordnung und Sitte ging, begann er mit seiner verheiserten Stimme ein Marienlied anzustimmen. Die Pilger fielen sofort mit ein.

So ging es, bis man vor die Stadt kam. Dort warteten zu beiden Seiten des Weges Tausende von Menschen. Unruhig waren sie alle und höchst aufgeregt. Als sie die Kinder daherkommen sahen, verloren sie fast ihre Köpfe. Laut rufend, warfen sie sich den Kindern entgegen, suchten ihre Kleider zu ergreifen, die Kleinen an sich zu ziehen, der Kinder Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Bittet für mich! Ich heiße Johannes do Monte, vergißt das nicht, Kinder, und bittet für meine Frau! Um Gotteswillen, Kinder, hört mich an!", so klang es aus unzählbaren Kehlen, von allen Seiten, ja selbst von den Bäumen herab, die am Wege standen.

Die Kinder wurden hin und her gezerrt. Jacinta bekam Tränen in die Augen. Jose kämpfte mit aller Kraft. Je mehr er aber die Leute beiseite zu schieben suchte und je toller er schrie, um so weiter kam er von den Kindern fort.

Da sprangen ein paar Männer herzu und schufen den Kindern mit starken Armen Raum. Bald waren es ihrer dreißig Mann, Bauern und ein paar sehr fein gekleidete Städter, di sich, ohne auch nur ein einziges Wort zu reden, um die Kinder gruppierten und dann gemeinsam langsam durch die Menge stießen.

Der arme Jose war inzwischen ganz vom Wege herabgedrängt worden. Wild kochte es in ihm auf. Er senkte seinen Kopf und wollte gerade in die Menge hineinstoßen, als ihm plötzlich die Worte des Pfarrers von Fatima in den Sinn kamen:

„Wenn man im Stande der Gnade ist, darf man keine Rachsucht haben". Langsam hob er seinen Kopf wieder empor, schnaufte ein paar Mal tief auf, wie um schwere Versuchungen zu überwinden, dann griff er mit beiden Händen an seinen Büßergürtel, und schritt ruhig wie ein Lamm dem Menschenknäul nach.

Es dauerte sehr lange, bis die Männer die Kinder vor dem Eichbäumchen hatten. Luzia griff sofort nach ihrem Rosenkranz und kniete nieder. Franz und Jacinta taten dasselbe.

„Rosenkranz beten!", rief da eine Stimme in die Menschenmenge hinein, und wie ein lautes Echo trug es sich über die unzählbaren Pilger: „Rosenkranz beten."

Es wurde ganz still. Alle Pilger fielen in die Knie. Luzia, Jacinta und Franz beteten mit feinen Stimmen vor, die Menge betete laut und flehend, und von vielen Seiten weinend, nach.

Glühend stand die Sonne am Septemberhimmel. Kein Wölklein war weit und breit zu sehen. Alles war still. Nur das Beten hörte man, das Rufen vieler Tausend Menschen zur heiligen Mutter des Herrn.

So kann kein Wind rauschen und kein Meer, wie dieses weite, tiefe, hochaufsteigende Beten klang. So können selbst Menschenlippen nicht beten: Nur das aufgewühlte Menschenherz vermag der Stimme diesen Klang zu geben, der in jener Stunde das Irenental durchraunte. Es zitterte und glühte durch diesen Klang ein Wehen, vor dem die Beter selbst heilig erschauerten. In diesem frommen Zittern hat wohl David seinen Psalm 122 gebetet, und dieses Psalmes Geist und Seelenrufen erfüllte an jenem 13. September 1917 den Gnadenort von Fatima: „Zu Dir erheb ich meine Augen, der Du im Himmel thronst. Ganz wie der Sklaven Augen auf die Hand des Herrn, und wie der Sklavin Augen auf der Herrin Hand, so blicken unsre Augen hin auf unsren Gott, den Herrn, bis er sich über uns erbarmt!"

Und wie von oben kommend, vom erbarmenden Gott, lag es in den Lüften: „Friede über Israel!", die letzten Worte des Psalmes 123.

Genau zur Mittagstunde begann die Sonne ihren Glanz zu verlieren. Eigenartig goldgelb wurde es um alle Menschen herum und über ihnen.

Da verstummte das Gebet. All' die vielen tausend Augen waren auf das Eichbäumchen und auf die Sonne gerichtet.

Luzia erhob sich und starrte mit weitgeöffneten Augen dem Osten zu. Auch Jacinta sprang auf. Franz blieb knien. Ein eigenartiges Leuchten ging über der Kider Züge. Franz hob langsam seine Hände empor.

Vor aller Leute Augen kam eine ovale Lichtkugel lagsam vom Osten daher. Wundersames Licht ging von ihr aus. Es sah fast so aus, als ob nicht mehr die Sonne den Tag erleuchte, als ob alles helle Licht des hohen Mittages von dieser Kugel ausginge.

Viele der Pilger wimmerten auf und fie en mit ihrem Antlitz zur Erde nieder. Tausende von Händen streckten sich der Lichtkugel flehend entgegen, und Tausende von Tränen rannen in das zertretene Gras des Irenentales.

Außer dem halblauten Wimmern und Weinen hörte man nichts.

Als die Lichtkugel ganz nahe war, sahen die Pilger ein kleines Lichtwölklein unter ihr daherschweben. Wölklein und Lichtkugel glitten majestätisch bis über das Eichbäumchen und senkten sich auf das zerbrochene Stümpflein herab.

Plötzlich war die Lichtkugel spurlos verschwunden. Das Wölklein schwebte über dem Bäumchen.

„Jetzt ist sie da!" flüsterten erregte Stimmen.

Die vielen Menschen schauten auf die Kinder. Nicht alle konnten die Kleinen sehen, nur die allernächsten schauten, und sie konnten ihre Blicke nicht von dem Glanze fortwenden, der den Augen der Mädchen und des Buben entstrahlte.

Vor den Kindern stand sie wieder, die wundersame, lichte Frau. Freundlich lächelte sie von ihrem Lichtwölklein zu den Kleinen hinab.

Da ging auf einmal ein großes Raunen durch die knieenden Menschen.

Vor ihren staunenden Augen hüllte sich hellweißes Licht um die drei begnadeten Kinder, und vom Himmel fielen strahlende Flocken. Es war kein Schnee und es waren auch keine Blumenblätter, was da vom wolkenlosen Himmel auf das Irenental herabkam. Man konnte die Flocken nicht erhaschen, denn knapp über dem Erdboden lösten sie sich plötzlich auf und waren verschwunden.

Ein paar Städter begannen Lichtbilder zu nehmen.

„Fahret fort, den Rosenkranz zu beten", sprach die Erscheinung um dieselbe Zeit zu den Kindern, „betet, damit der Krieg bald sein Ende finde. Im Oktober wird der Heiland mit mir kommen, auch der heilige Josef. Der Heiland wird die Welt segnen. Ihr werdet auch die Schmerzensmutter von Carmel sehen. Gott ist mit Euren Opfern zufrieden. Gott will aber nicht, daß ihr den Bußstrick um euren Leib auch während der Nacht traget. Traget ihn nur während des Tages."

Freundlich den Kindern zulachelnd, verstummte die Erscheinung. Luzia schaute eine kurze Weile lang zu ihr empor, dann wagte sie zu sagen:

„Viele Leute haben mich gebeten Euch zu sagen, daß Ihr für sie etwas tun sollt. Ihr möchtet einige Kranke heilen, auch einen Taubstummen . . ."

„Ja", antwortet die schöne Frau, einigen will ich ihre Gesundheit zurückgeben, andern nicht. Im Oktober werde ich ein Wunder wirken, so daß alle glauben werden."

Nach diesen Worten hob das kleine Wölklein, auf dem die erscheinende Frau stand, sich sanft empor, und wieder erschien die Lichtkugel, die das Wölklein und die Frau umhüllte und dem Osten entgegen forttrug.

„Das ist das Licht wieder! Es geht fort! Heilige Maria, reinste Jungfrau, bitt' Gott für mich!", schrie da eine Stimme auf.

„Heilige Maria, reinste Jungfrau, Erbarmen! Bitte Gott für mich! Vergiß mich nicht! Gottesmutter, Hilfe, Hilfe!"

So schrie und flehte es durch das ganze Irenental, der entschwindenden Lichtkugel nach.

Die Rufe wurden stiller. Da erklang plötzlich vom Eichbäumchen her ein Marienlied, laut und schmachtend von den Spaniern gesungen. Es war ein portugiesisches Muttergotteslied, allen Leuten von Jugend an bekannt.

Die vielen Menschen lauschten, und bald sangen sie mit.

Die Kinder knieten wie verzückt vor dem Eichbäumlein, ihre Blicke dem Osten zugewandt.

Herr Markus kniete inzwischen auf nacktem Boden untern seinen hochwürdigen Besuchern. Dicke Tränen rannen ihm über die Backen.

„Diese Gnade, diese Gnade, in meinem Irenentale. Maria, sei mir armem Sünder gnädig", entwand es sich seiner erschütterten Brust.

Prälat Johannes Quaresma schaute sich um. Erzpriester Faustino war wie aller Erde entrückt. Sein ganz bleich gewordenes Priesterantlitz lächelte wie in vorgekosteter Gottesfreude. Neben ihm lag der Herr Markus in den Knien, die Hände fest ineinander gekrampft, die Augen voller Tränen. Der Prior von Santa Catalina hielt sein Gesicht in die Hände vergraben und Kaplan Pereira da Silva war wie erstarrt.

„Haben Sie es gesehen?", wandte Prälat Quaresma sich an den Prälaten do Carmo Gois, der neben ihm kniete. Er hatte ganz leise gesprochen, so leise und so ehrfurchtsvoll wie vor dem Tabernakel in der Kirche.

„Ich habe es gesehen", murmelte Prälat do Carmo Gois zurück.

„Was meinen Sie davon?", fragte der Generalvikar von Leira weiter.

„Die Gottesmutter war hier. Gepriesen sei Gott und seine Barmherzigkeit, Herr Prälat. Dieser Ort ist heilig", sprach Prälat do Carmo Gois laut.

„Gepriesen sei Gott und seine Barmherzigkeit", wiederholte der Erzpriester Faustino, und Herr Markus fügte kräftig hinzu:

„In alle Ewigkeit, Amen! Amen!"

Doktor Nunes Formigao war nicht da. Er hatte sich bereits vor der Mittagsstunde in die Nähe des Eichbäumleins gedrängt. Jetzt stand er da und schaute zu, wie sich die Männer wieder um die Kinder drängten, um das viele, die Kinder bestürmende Volk von ihnen fernzuhalten. Langsam arbeiteten sich die Männer mit den Kindern in ihrer Mitte durch die Menge, dem Städtchen Fatima zu.

Doktor Nunes Formagao wandte sich an die nächststehende Frau:

„Sagt einmal, liebe Frau, habt ihr etwas gesehen?"

„Das Licht habe ich gesehen, das Licht der Gottesmutter", schrie diese händeringend auf. Die Nächststehenden, die des Priesters Frage gehört hatten, umdrängten ihn mit derselben Nachricht: „Wir haben das Wölklein gesehen. Die Sonne hat nicht mehr geschienen, nur das Lichtkügelchen hat geschienen. Und die Himmelsflocken, die haben wir auch gesehen."

Herr Nunes Formigao entwand sich der Gruppe. Er ging ziemlich weit vom Eichbäumchen fort und begann wieder zu fragen. Wohl über eine Stunde lang ging er unter den Menschen herum, überall nachforschend, was man gesehen habe. Nur hier und da traf er jemanden, der behauptete er habe nichts, aber auch rein garnichts geschaut.

Lange noch kniete die Menschenmenge vor dem Eichbäumchen, singend und betend. Unzählige Kerzlein wurden angezündet, und der hochwürdige Doktor Formigao ging sinnend durch die Gruppen.

Jose, der während der heiligen Minuten ziemlich abseits knien mußte, erhob sich und suchte sich dem Eichbäumchen näher zu drängen. Er war gerade bis an den Hauptweg gekommen, der vom Irenental nach Fatima führt, als er plötzlich stockte. Mitten unter den Menschen, durch die er sich gerade zwängen wollte, stand eine hohe, schwarz-

gekleidete Gestallt, ein Mann, der eine Hand vor sein Gesicht gepreßt hielt und ganz in sich versunken zu sein schien.

Jose blinzelte mit den Augen. Dann schob er sich kräftig vor, zupfte den Schwarzgekleideten am Aermel und sprach: „Grüß Gott, Herr Manuel."

Der Priester Manuel Sascao fuhr hoch. Als er den Vagabunden neben sich stehen sah, verfinsterte sich sein Gesicht. Er wandte sich kurzgebunden zur Seite und stieß den neben ihm stehenden Mann leicht mit dem Ellbogen. Dann wies er auf Jose.

Jose fühlte plötzlich einen Ellbogen roh in seine Magengrube fahren. Fast hätte er geflucht, so schmerzte dieser Stoß. Er hatte sich, seinen Magen haltend, nach vorne hinüber gebeugt. Da fuhr ihm wieder ein kräftiger Ellbogenstoß zu, dieses Mal mitten ins Gesicht.

Jose fuhr hoch und schaute in die Gesichter des Ludwigs, des Jose do Vale, und einiger anderer Männer von Ourem, die er wohl kannte.

Knurrend wich Jose zurück. Wahrlich, hier wollte er nicht sündigen. Der Pfarrer hatte gesagt, wenn man im Stande der Gnade sei, dürfe man nicht rachsüchtig werden. Und Jose hatte dem Pfarrer in der Beichte alle Besserung versprochen, die er nur versprechen konnte.

Es kochte nur so in der wilden Brust des Landstreichers Jose. Weiß der Himmel, diese Versuchung war schwer. Wenn die nicht angerechnet wird als Abzug von der Strafe für begangene Sünden, dann hilft auch kein Fegfeuerbrennen.

Jose hatte allerhand Gedanken, als er sich mit glühenden Augen in die den Herrn Manuel und seine Begleiter umstehende Menge zurückzog. Er stritt und kämpfte immer noch mit sich. Er rechnete sogar, ob es sich nicht lohnen würde, eine gewisse Fegfeuerzeit für die Freude zu wagen, seinen Peinigern zurückzugeben, was sie ihm so hinterlistig erteilt hatten, so hinterlistig und auch so schmerzlich. Der Magen tat noch immer weh, und das Gesicht brannte.

Da stieß der sich zurückschleichende Jose in den hochwürdigen Doktor Nunes Formigao. Dieser Anstoß wurde im Jose zum Sieg der Gnade. Der Anprall hatte ihn zu Sinnen gebracht. Als er noch sah, daß er gegen einen hochwürdigen Priester gerannt sei, wurde er ganz demütig. Er riß sich die Kappe vom Kopfe und bat laut um Entschuldigung. Dann sprach er: „Ich weiß nicht, wer sie sind, Herr Pfarrer. Aber dort steht der Herr Manuel. Den kennen Sie doch wohl. Gehen sie einmal hin, der braucht Sie!"

„Wo ist der hochwürdige Herr Sascao?", fragte Herr Formigao erregt den Landstreicher.

Jose beschrieb ihm ganz genau die Stelle, an der er den Priester gesehen hatte, und er beendete seine Erklärung mit den Worten:

„Ich habe ihm jetzt Böses mit Gutem bezahlt, Herr Pfarrer."

Verständnislos schaute Herr Formigao auf den Landstreicher, dann ging er.

Jose aber fühlte sich glücklich. Wirklich, er hatte Böses mit Gutem bezahlt. Wohl hatte die Versuchung in ihm gewühlt und gewurmt, er war aber nicht aus Angst vor den Freunden des hochwürdigen Herrn Manuels fortgegangen. Nein, wirklich nicht aus Angst. Er hätte nur aufzuschreien brauchen, und die vielen Fatimaleute, die immer noch da waren, hätten den Ludwig und den Jose do Vale in Stücke geschlagen. Jose war gegangen, weil er nicht rachsüchtig sein durfte. Und als er den Priester Formigao bat, zum Herrn Manuel hinüber zu gehen, hatte er wirklich nichts anderes im Sinne als dem hochwürdigen Herrn Manuel zu helfen.

Ganz mit sich selbst über den errungenen Sieg zufrieden, machte Jose sich auf, an das Eichbäumchen heranzukommen. Dort wollte er der heiligen Gottesmutter noch einen besonderen Rosenkranz beten. Auch nach den Kindern zu schauen hatte er im Sinne.

Der hochwürdige Doktor Formigao begann inzwischen nach dem Herrn Manuel zu suchen. Er fand ihn aber nicht.

Es wurde bereits später Nachmittag, als Herr Formigao sich aufmachte, nach Fatima zurückzugehen. Es waren immer noch sehr viele Menschen im Irenentale.

Auf dem Wege nach Fatima traf er den Herrn Manuel. Der junge Priester stand an einen Oelbaum gelehnt und sann vor sich hin. Er fuhr auf, als Herr Formigao ihn ansprach.

„Haben Sie es gesehen?", fragte Doktor Formigao freundlich.

Herr Manuel antwortete nicht.

„Herr Manuel", sprach Doktor Formigao weiter, „kommen Sie mit mir. Wir gehen zum Herrn Markus, haben dort unser Abendessen, und halten

dann ein Plauderstündchen. Nach allem, was heute hier geschehen ist, gibt es sehr viel zu wiegen und zu prüfen."

Herr Manuel kehrte sich um und ging. Nach ein paar Schritten kam er zurück:

„Was die Zeitungen von mir schreiben, ist unwahr. Ich habe mich nie gegen meine geistliche Obrigkeit widergesetzt, werde es auch nicht tun, solange man mich nicht dazu zwingt. Man ist mir sehr ungerecht gegenüber. Das ist aber alles meine persönliche Sache, die ich selbst auskämpfen werde. Zum Herrn Markus gehe ich nicht. Ueber diesen Aberglauben hier habe ich nichts zu sagen."

Grußlos eilte er davon.

Eine halbe Stunde später gab Herr Formigao Bericht im Pfarrhause von Fatima. Er erzählte von seinem Zusammentreffen mit dem hochwürdigen Herrn Manuel.

„Es hat wohl keinen Zweck, ihm jetzt noch nachzulaufen", meinte der Erzpriester Faustino, „er wird wohl schon fort sein. Wenn er doch einmal verstehen könnte, daß wir ihm helfen wollen, und daß ihm nicht geholfen werden kann, so lange er der Ansicht ist, alles sei nur seine eigene Privatsache, die er ganz allein auskämpfen müsse."

Die hochwürdigen Herrn unterhielten sich bis in die späte Nacht hinein über die heutigen Ereignisse. Alle waren sie von den Erscheinungen überzeugt. Nur Herr Formigao, der Abgesandte der erzbischöflichen Kanzlei, hatte immer neue Zweifel.

„Warum haben nicht alle Menschen das Wunder gesehen?"

„Weil Gott sich den Verstockten nicht offenbart", gab Herr Markus sofort zurück.

„Könnte nicht alles doch nichts weiter als ein eigenartiges Naturereignis sein?"

„Wenn ich es gestern gesehen hätte, oder morgen sehen würde, würde ich auch kritisch darüber nachdenken", sprach Herr Markus wieder. „Seit Wochen haben wir nun aber dem dreizehnten September entgegengeschaut, und wir alle waren überzeugt, es werde etwas Außergewöhnliches geschehen. Jedenfalls hatte ich dieses Empfinden. Und ganz genau am dreizehnten September kam das erwartete Ungewöhnliche. Ein Naturereignis? Und was wird mit dem 13. Oktober werden? Ein großes Wunder will die heilige Jungfrau an jenem Tage wirken? Wir wissen das heute schon. Wenn dieses Wunder nun ganz genau am 13. Oktober geschehen wird, können wir es dann wohl als Naturereignis bezeichnen?"

„Ich werde wiederkommen, Herr Markus", entgegnete Herr Formigao nachdenklich. "Ich muß meine Pflicht erfüllen. Und ich will sie auch so gut als nur möglich tun. Ich werde wiederkommen und die Kinder verhören."

Herr Faustino neigte sich dem hochwürdigen Doktor zu:

„Dürften wir Ihnen vielleicht die Aufzeichnungen mitgeben, die der Herr Markus, der hochwürdige Herr Cruz und ich über das erste Verhör der Kinder — es war im Juli — gemacht haben?"

„Ja, das würde mich interessieren", gab Herr Formigao zurück.

Herr Markus war bereits aufgestanden und an seinen Schreibtisch getreten. Er holte einen großen, gelben Briefumschlag hervor, dem er die Aufzeichnungen entnahm.

Herr Formigao überblickte sie kurz. Dann reichte er sie dem Prälaten Quaresma zu, der ihnen gespannt entgegen sah. Prälat Quaresma, Prälat do Carmo Gois und der Prior des Klosters Santa Catalina beugten sich über die Blätter und begannen zu lesen.

Kurz vor Mitternacht verliessen die Prälaten das Pfarrhaus von Fatima. Herr Faustino blieb beim Herrn Markus.

14.

Ein paar Tage später fuhr eine Kutsche vor die Kirche von Fatima. Herr Markus sah sie von seinem Fenster aus und staunte. Die ehrwürdige Mutter Maria Judah und eine andere Schwester entstiegen ihr und begaben sich in die Kirche.

Herr Markus eilte in sein Schlafzimmer und holte sich seinen Priesterrock. Die Schwestern durften ihn nicht in Hemdsärmeln antreffen. Dann wartete er. Und er mußte ziemlich lange warten, bis die Schwestern kamen.

Mutter Maria Judah hatte ein ganz bescheidenes Gesicht, als sie, des Pfarrers Einladung folgend, sich setzte. Mit ihr war eine dem Herrn Markus unbekannte jüngere Nonne.

„Ich brauche Ihren Rat, Herr Pfarrer", begann Mutter Maria Judah, „Es ist wegen des hochwürdigen Herrn Manuel."

Herr Markus wurde sehr aufmerksam:

„Ja, ehrwürdige Mutter?“

„Er leidet furchtbar, Herr Pfarrer. Do Vale, der Schriftleiter der Zeitung von Ourmen, hat ihn wieder einmal mißbraucht. Alles, was da in der Zeitung über den Herrn Manuel geschrieben stand, war erlogen. Herr Manuel ist der radikalen Partei nicht beigetreten und er hat nie gesagt, daß er nichts mehr mit der erzbischöflichen Kanzlei zu tun haben wolle.“

„Warum geht er dann nicht nach Lissabon?“, fragte Herr Markus.

„Er findet es furchtbar schwer, seinen Stolz zu brechen, Herr Pfarrer. Seine Versetzung hat ihn tief getroffen. Er meint, man habe ihn zu ungerecht behandelt.“

„Und warum diese plötzliche Freundschaft mit do Vale? Man hat mir erzählt, Herr Manuel sei jüngstens immer in Ourem.“

„Sie kennen den Herrn Manuel, Herr Pfarrer, er ist sehr hitzköpfig. Nachdem er die böse Nachricht von der erzbischöflichen Kanzlei erhalten hatte, nahm er sich vor, von der Ouremer Zeitung eine Rechtfertigung zu erzwingen. Do Vale sollte seinen verleumdenden Artikel über Herrn Manuel, über Ludwig Futtini und über das Mädchen aus ihrer Pfarrei widerrufen. Diese Widerrufung wollte er der erzbischöflichen Kanzlei zuschicken. Ich habe ihm davon abgeraten. Was hätte der hochwürdigste Generalvikar auch mit dieser Widerrufung machen sollen? Herr Manuel ging, wie der Brief von Lissabon sagt, in zwei Predigten zu weit. Er hat die erzbischöfliche Kanzlei und den hochwürdigen Herrn Faustino doch fast bei Namen genannt. Dieser Predigten wegen kam die Versetzung. Das habe ich dem Herrn Manuel zu erklären versucht. Er wollte aber nicht hören. Er wollte öffentliche Rechtfertigung von der Regierung, Darum ging er nach Ourem. Do Vale nahm ihn sehr freundlich auf. Er bat ihn, ein paar Tage zu bleiben, um die Sache zu besprechen. Dann kam der Artikel, in dem gesagt wurde, Herr Manuel wolle mit seiner geistlichen Obrigkeit brechen. Sie können sich denken, wie diese Hinterlist des do Vale den hochwürdigen Herrn Manuel erregt hat.“

„Ja“, unterbrach Herr Markus die Nonne, „es sieht mir aber garnicht danach aus. Herr Manuel ist doch am dreizehnten mit do Vale im Irenetal gewesen. Als wenn sie die allerbesten Freunde wären.“

„Darum bin ich ja gerade gekommen, Herr Pfarrer“, meinte Mutter Maria Judah, „Herr Manuel war gestern bei mir. Do Vale hat ihm versprochen, alles zurückzurufen, wenn Herr Manuel sich verpflichtet, Artikel gegen die Erscheinungen von Fatima zu schreiben. Der Herr Manuel hat sich in den Entschluß verbohrt, die öffentliche Rechtfertigung zu erreichn, koste es, was es wolle. Mit Hilfe dieser Rechtfertigung hofft er die erzbischöfliche Kanzlei zu beeinflussen. Wie, das weiß ich nicht, und er selbst kann es mir nicht erklären. Ich weiß nur, daß er sehr aufgebracht ist, gegen den do Vale und gegen die sogenannten Erscheinungen. Er war am dreizehnten September im Irenental und kam als größerer Gegner der Möglichkeit dieser Erscheinungen zurück denn je. Er sagte mir, falls er sich entschließen sollte, Zeitungsartikel über das Irenental zu schreiben, dann werde er es nicht dem do Vale zu Gefallen tun, sondern aus Ueberzeugung und aus Pflicht.“

Herr Markus erhob sich und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wird er diese Artikel schreiben?“, fragte er.

„Er ist wie verblendet, Herr Pfarrer. Sein verwundeter Stolz läßt ihm keine Ruhe. Ich weiß, es fällt ihm nicht leicht, gerade jetzt diese Artikel zu schreiben. Er möchte sich rechtfertigen, und diese Artikel würden ihm wohl entgültig die Kirchenstrafe zuziehen. Diese Kirchenstrafe will er nicht, und doch — als Büßer nach Lissabon fahren, das will er auch nicht. Dazu weiß er noch ganz genau, daß do Vale und Genossen ihn nur ausnutzen wollen, um ihrem Kirchenhaß neues Spiel geben zu können.“

„Die Sache ist doch so einfach“, knurrte Herr Markus. „Herr Manuel braucht nur nach Lissabon zu fahren, und alles ist wieder gut.“

„Er will aber erst die Rechtfertigung haben“, entgegnete Mutter Maria Judah.

„Wo ist der Herr Manuel denn jetzt?“

„Bei uns im Kloster.“

Herr Markus rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Er glaubt also noch nicht an die Erscheinungen? Hat er denn am dreizehnten nicht gesehen, was alle Leute sahen?“, fragte er nach einer Weile.

Fortsetzung folgt.

STUDENT BURSE

„Die christliche Welt beträgt 39.57%, die nichtchristliche Welt 60.43%. In Millionen ausgedrückt zählen in der christlichen Welt die Katholiken 305 oder 17.67%; die Schismatiker 158 ode 9.15%; die Protestanten 220 oder 12.75%.

„In der nichtchristlichen Welt betragen die Juden 13 oder 0.75%; die Mohamedaner 240 oder 13.90%; die Hindus 200 oder 11.59%; die Buddhisten 138 oder 7.99%; die Konfuzianer 270 oder 15.65%; die Schintoisten 24 oder 1.39%; die Animisten 158 oder 9.16%.

Das religiöse Verhältnis ist das Verhältnis der Menschen zu Gott in ihrem Denken und Empfinden. Kann und darf es uns gleichgültig sein?" (P. Rob. Streit, O.M.J.)

Es soll uns nicht gleichgültig sein. Wenn wir Verbreitung des Glaubens wollen, dann laßt uns handeln. Unterstützen wir die „Student Burse" zur Erziehung eines armen Studenten zum Missionspriestertum.

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.





Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!

Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.

